

南
嶺
沈
玲
寫

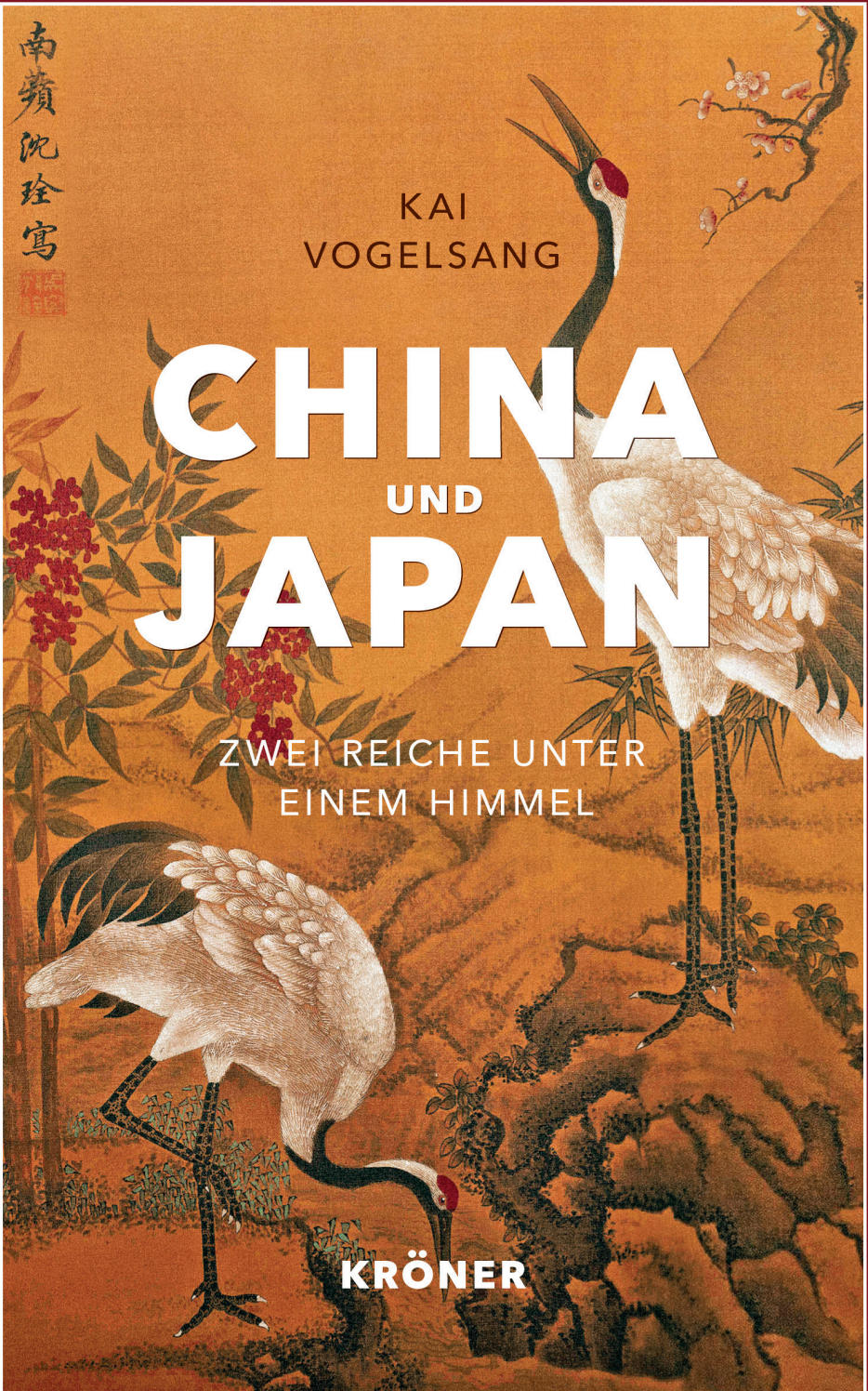


KAI
VOGELSANG

CHINA UND JAPAN

ZWEI REICHE UNTER
EINEM HIMMEL

KRÖNER





Kai Vogelsang, geb. 1969, ist seit 2008 Professor für Sinologie im Asien-Afrika-Institut der Universität Hamburg und Mitherausgeber der Zeitschrift *Oriens Extremus*. Er ist Autor der *Geschichte Chinas* (Reclam 2012) sowie der *Kleinen Geschichte Chinas* (Reclam 2014) und Übersetzer der *Schriften des Fürsten von Shang* (Kröner 2017).

Kai Vogelsang

China und Japan

Zwei Reiche unter einem Himmel

Eine Geschichte
der sino-japanischen Kulturbeziehungen

Mit 25 Abbildungen und 9 Karten

Kröner Verlag

Kai Vogelsang

China und Japan. Zwei Reiche unter einem Himmel

Eine Geschichte der sino-japanischen Kulturbeziehungen

Mit 25 Abbildungen und 9 Karten

Stuttgart: Kröner 2021

ISBN Druck: 978-3-520-25601-0

ISBN E-Book: 978-3-520-25691-1

Unser gesamtes lieferbares Programm sowie viele weitere Informationen finden Sie unter www.kroener-verlag.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



Klimaneutral

Druckprodukt

ClimatePartner.com/12514-2009-1005



© 2021 by Alfred Kröner Verlag Stuttgart

Einbandgestaltung: Denis Krnjaić, Stuttgart, unter Verwendung von
Shen Quan, *Kiefer, Pflaume, Kranichpaar*, 1759

Datenkonvertierung E-Book: Alfred Kröner Verlag, Stuttgart

*Für Sybille, Philine und Charlotte,
die sich mit mir
auf das Abenteuer Japan eingelassen haben*

Inhalt

Einleitung	XI
Technisches Vorwort	XX
Verwunschener Horizont:	
Japans Eintritt in die Geschichte	1
Die Inseln der Unsterblichen	5
Von Spiegeln und Schwertern	14
Krieger und Könige	21
Das Reich der Zeichen	29
Verschmelzung der Horizonte:	
Die Kultur der Tang	37
Japans Entdeckungsreisen	41
Herrschaft durch Gesetze	54
Die ›17 allgemeinen Gesetze‹	55
Die ›Große Umwandlung‹	58
›Kaisersystem‹ und Strafgesetze	63
Städte für den Tennō	67
Fremde Lehren	75
Die Bildung der Beamten	77
Kosmologie	80
Literatur	87
Das Reich des Buddha	90
Die neue Religion	90
Buddhismus und der Staat	92
Buddhismus für den Staat	100
Die ›Sinisierung‹ des Alltags	104
Das Leben à la chinoise	105
Chinesische Moden	108
Handwerk und Technik	114
Japan: Eine ›sinisierte‹ Gesellschaft?	117

Verengung der Horizonte:

Die Heian- und Song-Zeit	119
Der Buddhismus strömt gen Osten	124
Die chinesische Katastrophe	124
Saichō und Kūkai	127
Die feinen Unterschiede	131
Der Neukonfuzianismus	132
Der ›japanische Geist‹	135
Die Welt des Prinzen Genji	138
Von Händlern und Mönchen	146
Der Seehandel	147
Reisende Mönche	155

Verlorener Horizont:

Die Zeit der Krieger und Despoten	158
Das Zeitalter der Krieger	162
Mongolensturm und Götterwinde	163
Die Kultur der Krieger	167
Zen und die Künste	172
Der Neukonfuzianismus strömt gen Osten	186
Das Zeitalter der Kriege	192
Von Händlern und Piraten	193
Hideyoshi und die Folgen	206
Verschlossene Staaten: Qing und Tokugawa	210
Die konfuzianische Ordnung	212
Handel, Handwerk und Wissenschaft	222
Das neue ›Kulturreich der Mitte‹	231

Fliehender Horizont:

Der Einbruch der Moderne	238
Wiedersehen in der Moderne	241
Die Opiumkriege	242
Ein Chinese in Japan	247
Die Fahrt der <i>Senzai-maru</i>	250
Japanischer Geist, chinesische Lehren, westliche Moderne	255
Die Selbststärkungsbewegung	257

Die Meiji-Reform	259
Abwendung von Asien	266
Diplomatie und Krieg	271
Huang Zunxian: Berichte eines Diplomaten	273
Der Sino-Japanische Krieg	280
Das ›Goldene Jahrzehnt‹	289
Reformen von unten	291
Die Hundert-Tage-Reform	296
Die Geburt Chinas in Japan	299
Die Japonisierung Chinas	321

Zerbrochener Horizont:

Das 20. Jahrhundert	337
Reform und Revolution	340
Sun Yat-sen und die Revolutionäre	340
Die Revolutionäre Allianz	345
Epochenwechsel	348
Die 21 Forderungen	351
Neue Kultur	354
Der Aufstieg des Kommunismus	357
Krieg	363
Ruhe vor dem Sturm	364
Vorboten des Unheils	371
Die Invasion	380
Feindliche Freunde	386
Neue Feinde – alte Freunde	387
Rapprochement	394
Vom Schulbuchstreit zum Inselstreit:	
Die Konstruktion des ›ewigen Konflikts‹	408

Anhang

Anmerkungen	421
Quellen	465
Literatur	471
Register	491
Dank	505

X · Inhalt

Verzeichnis der Kastentexte

語言 Sprache	33
曆 Kalender	59
京都 Kyōto	73
法隆寺 Hōryū-ji	99
椅子 Stühle	110
麵 Nudeln.....	149
觀音 Guanyin/Kannon	170
漢籍 Chinesische Bücher	189
洋人 Portugiesen und Jesuiten	204
鄭成功 Koxinga.....	220
上海 Shanghai	285
内藤湖南 Naitō Konan.....	328
台灣 Taiwan	361

Verzeichnis der Karten

Übersichtskarte	Vorsatz
Vor- und frühgeschichtliche Verbindungen	
zwischen China und Japan	10
Routen der Tang-Gesandtschaften	45
Grundriss von Chang'an im 7./8. Jahrhundert	69
Grundriss von Heian-kyō im 9. Jahrhundert	72
Piraterie im 15./16. Jahrhundert	198
Hideyoshis Einigungsfeldzüge und der Einmarsch in Korea ..	209
Der 2. Teil von Chiang Kai-sheks Nordfeldzug, 1928	373
Die Expansion Japans in Asien, 1895–1945	381

*Es gibt kein Land der Welt, dem China sich
freundlicher verbunden fühlen sollte als Japan,
doch es gibt auch kein Land, dem sich China
entschlossener widersetzen sollte.*

ZHOU ZUOREN

*Ohne Japan gibt es kein China,
und ohne China gibt es kein Japan!*

SUN YAT-SEN

Einleitung

Die sino-japanischen Beziehungen sind ein Paradox. Chinesen und Japaner waren im Laufe ihrer Geschichte die größten Freunde und die ärgsten Feinde; sie liebten sich und sie hassten sich; sie hatten höchsten Respekt voreinander und verachteten einander zutiefst; sie glichen sich an und grenzten sich ab; sie waren dem anderen Segen und Fluch. Doch nie konnten sie sich voneinander lösen. Zwei Jahrtausende lang haben sie so intensiven kulturellen Austausch betrieben, dass sie allenthalben aufeinander verweisen. So unentwirrbar sind ihre kulturellen Formen ineinander verstrickt, dass ein Land nicht mehr ohne das andere denkbar ist.

Schon in ihrer geographischen Lage ist das ambivalente Verhältnis beider Länder angelegt. China und Japan sind benachbart, teilen aber keine Grenze. Ihre Gebiete werden durch das Ostchinesische Meer getrennt und zugleich verbunden. Gut 500 Seemeilen liegen zwischen Kyūshū und der Küste von Jiangsu, ›ein schmaler Gürtel Wasser‹, wie die Chinesen sagen: nah genug, um beständige Kontakte zu pflegen, und fern genug, um einander in Ruhe zu lassen.

Auch historische Umstände haben lange dafür gesorgt, dass die Nachbarn sich nicht zu nahe kamen, denn das Verhältnis beider Län-

XII · Einleitung

der war kaum je ein ebenbürtiges. Jahrtausendlang existierten China und Japan in der ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹. Obwohl sie in derselben Gegenwart miteinander kommunizierten, standen sie in unterschiedlichen Stadien sozialer Entwicklung: Schon im 2. Jahrtausend v. Chr. entstanden auf dem Kontinent die ersten Hochkulturen, während Japan noch in der Steinzeit lebte; als in China ca. 500 v. Chr. die Bronzezeit durch die Eisenzeit abgelöst wurde, als die ›Hundert Schulen‹ der Philosophie blühten und Territorialstaaten mit Massenheeren und komplexen Bürokratien entstanden, gab es auf den japanischen Inseln nur kleine Dorfgemeinschaften, die in Erdhöhlen hausten und einfache Töpferware herstellten; als China bereits auf eine literarische Kultur von rund einem Jahrtausend zurückblicken konnte, war Japan noch schriftlos; als im chinesischen Kaiserreich schon ein Dutzend Dynastien einander abgelöst hatten, gab es in Japan noch keinen Staat; das japanische Mittelalter begann erst, nachdem das chinesische schon lange beendet war.¹

Diese gesamte Zeit hindurch schien China Japan in seiner Entwicklung weit voraus, ja geradezu unerreichbar zu sein: denn China beanspruchte für seine Zivilisation eine eigene, unvergleichliche Qualität. Es verstand sich nicht als Staat neben anderen, sondern als *Reich*, das umgeben war von mehr oder minder rohen ›Barbaren‹. In dieser Logik erschien das chinesische Reich als Quelle aller Kultur, als Zentrum und Spitze einer Weltordnung, der alle anderen Gemeinwesen sich zu unterwerfen hatten. Chinas Beziehungen zu ihnen waren nur asymmetrisch vorstellbar: Was immer den ›Barbaren‹ an Wertschätzung zukam, bemaß sich einzig daran, wie bereitwillig sie sich chinesischen Normen unterwarfen. Das chinesische Reich kannte keine Grenzen, sondern nur Horizonte, welche die Reichweite seiner Ordnungsmacht markierten.

Japan lag genau am Horizont. Über Jahrhunderte fügte es sich in die chinesische Weltordnung, mehr noch: Es machte sich diese Ordnung zu eigen, indem es chinesische Kultur in mehreren Schüben übernahm. Kulturimporte vom Festland beförderten Japan aus der Steinzeit heraus; im 5. Jahrhundert lernten Japaner chinesische Schrift und Literatur kennen; ab dem 7. Jahrhundert schickten sie ›Studenten‹, Mönche und Ge-

sandte in das Tang-Reich, die Recht, Religion, Wissenschaften, Technik, Literatur, Künste, staatliche Institutionen, Architektur, Kalender und vieles mehr aus China mitbrachten: Kulturgüter, die Japans klassisches Zeitalter prägten. Trotz aller Kriege und Herrschaftswchsel in beiden Ländern versiegte der Strom der Waren und Ideen nie. Das japanische Mittelalter entwickelte seine Formensprache unter dem Einfluss religiöser und künstlerischer Impulse aus dem Song-Reich, und noch in der Neuzeit entwarf Japan seine Staats- und Gesellschaftsordnung nach den Idealen des Neukonfuzianismus. Der kulturelle Einfluss Chinas auf Japan ist nur vergleichbar mit dem Griechenlands auf das antike Rom. Doch anders als dieser währte jener mehr als zwei Jahrtausende. Im Gegensatz zu Europa, wo sich kulturelle Zentren mehrfach verschoben, blieb China in Ostasien stets der Quell aller Kultur. Erst durch ihn entstand die traditionelle japanische Kultur; erst durch die Anregungen aus China wurde Japan Japan.

Dieses Japan verstand sich fortan ebenfalls – auch diesen Begriff hatte es aus China übernommen – als *Reich*. Damit wurden die Beziehungen zwischen China und Japan kompliziert, denn zwei Reiche unter einem Himmel durfte es nicht geben. Schon ab dem 10. Jahrhundert begann das Verhältnis zwischen beiden Ländern sich zu wandeln. Der Untergang der Tang-Dynastie und die Eroberung des Festlands durch die Mongolen ließen Chinas kulturelle Strahlkraft verblassen. Auch wenn der chinesische Einfluss ungebrochen blieb, entwickelten japanische Eliten ihm gegenüber ein zunehmend kritisches Verhältnis und hoben selbstbewusst die Eigenständigkeit ihrer eigenen Kultur hervor. Jetzt wurde China für Japan zu einem Horizont, von dessen Konturlinie sich eigenständige kulturelle Formen abheben konnten.

Der Austausch mit dem chinesischen Reich verlief nur selten einseitig. Wie die Gesandten, Pilger und Händler, die von ihren Überfahrten mit reichem Gepäck zurückkehrten, fanden auch viele Kulturgüter verfeinert und weiterentwickelt den Weg zurück in ihr Ursprungsland: Über Jahrhunderte brachten Reisende chinesische Bücher nach Japan – und Chinesen holten sie sich wieder, nachdem sie im eigenen Land verloren gegangen waren; Japaner perfektionierten Malkunst, Philologie,

XIV · Einleitung

Kunsthandwerk, Architektur und vieles andere, was sie einst von China gelernt hatten – und wirkten damit auf China zurück. Keine Kulturtechnik wurde in Japan schlichtweg kopiert, sondern sie alle erfuhren spezifische Anpassungen, Umformungen, Verbesserungen: Hinter jeder sino-japanischen Gemeinsamkeit steckt auch ein Unterschied.

Längst verstanden japanische Eliten sich nicht mehr als Vasallen und Schüler Chinas, sondern als ebenbürtig, als die letzte chinesische Dynastie, die Ming, im 17. Jahrhundert von Manjuren gestürzt wurde. China, das ›Kulturreich der Mitte‹, war von ›Barbaren‹ besetzt; zugleich eröffneten Portugiesen und Holländer den Japanern Zugänge zu neuem Wissen, das den chinesischen Lehren offenbar überlegen war. Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen, da Japan selbst, das ›Land der Götter‹, das noch nie erobert worden war, die kulturelle Führung in Ostasien übernehmen musste.

Im 19. Jahrhundert schließlich nahm die ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ umgekehrte Vorzeichen an: Während China angesichts der westlichen Moderne an hergebrachten Strukturen festhielt, modernisierte Japan sich mit rasender Geschwindigkeit. Binnen weniger Jahrzehnte kehrte sich, wie manche Zeitgenossen feststellten, das Verhältnis zwischen China und den ›Barbaren‹ um, und Japan wurde zum Vorbild für China. Jetzt schickten die Qing Studenten nach Japan, um die moderne Zivilisation kennenzulernen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts übernahmen Chinesen sämtliche Begriffe der Moderne aus Japan; von dort importierten sie das Schulwesen, Polizei und Militär, Künste, das Recht und den Staat. Erst durch diese Importe entstand die moderne chinesische Zivilisation; erst durch die Anregungen aus Japan wurde China China.

So, wie das alte China einst die Zivilisation des vormodernen Japan inspiriert hatte, bot das moderne Japan die Anregungen für ein ›neues China‹. Die Japaner hatten einst das Rechtssystem der Tang adaptiert – und lieferten gut ein Jahrtausend später den Qing die Vorlage für eine Verfassung; sie hatten den Städtebau aus China gelernt – und lehrten die Chinesen später städtische Ordnung; sie hatten klassische Gelehrsamkeit aus China übernommen – und regten im 20. Jahrhundert die mo-

derne chinesische Wissenschaft an. Und zwischen diesen Polen haben viele kleinere fruchtbare Zirkel chinesische und japanische Kultur unentwirrbar miteinander verstrickt. Wir halten Kimonos, Teezeremonie, Tatami-Matten, Zen-Buddhismus, das *go*-Spiel, *soba* und Bonsais für japanisch? Sie alle und viele andere Dinge, die wir mit Japan assoziieren, haben ihren Ursprung auf dem Festland. Wir glauben an die chinesische Moderne, in der sich die Han als Nation gefunden, die erste Republik Ostasiens gegründet und eine spezifisch chinesische Version von Staats- und Gesellschaftsordnung entwickelt haben? Ohne den Einfluss Japans, das den Chinesen das begriffliche und institutionelle Inventar der Moderne lieferte, wäre das nicht möglich gewesen.

Auch und gerade dort, wo sie einander am fernsten erscheinen, verweisen beide Kulturen aufeinander. Obwohl ihre Sprachen strukturell grundverschieden sind, erinnern unzählige Fremd- und Lehnwörter in beiden Sprachen daran, wieviel die eine der anderen verdankt. Gerade in der Zeit, in der Japan am stärksten von China isoliert war, vom 17. bis 19. Jahrhundert, erwachte dort das größte Interesse am Konfuzianismus; und als im 19. Jahrhundert die Verachtung Chinas in Japan einen Höhepunkt erreichte, erlebte ebenda die Dichtung im chinesischen Stil eine Blütezeit. Wenn sie einander verfluchten, erniedrigten und bis aufs Blut bekämpften, taten Chinesen und Japaner das vielleicht gerade deshalb so leidenschaftlich, weil sie einander so ähnlich waren.

Selbst in ihren dunkelsten Stunden blieben die beiden Völker sich untrennbar verbunden. Nach dem ersten Sino-Japanischen Krieg von 1894/95, in dem die Japaner die Qing militärisch gedemütigt hatten, strömten Tausende chinesische Studenten nach Japan, und beide Länder intensivierten ihre Zusammenarbeit stärker als je zuvor. Sogar nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem Japaner große Teile Chinas besetzt, das Land geplündert, Kriegsgefangene zu Experimenten mit biologischen Waffen missbraucht und Millionen von Chinesen umgebracht hatten – sogar nach dieser Katastrophe führten Chinesen und Japaner ihre ›freundschaftlichen‹ Beziehungen fort. Schon in den 1950er Jahren gab es informelle Kontakte im Rahmen einer ›Volksdiplomatie‹, 1972 kam es zur politischen Annäherung, 1978 schlossen beide Länder einen Frie-

XVI · Einleitung

dens- und Freundschaftsvertrag, und noch 1992 wurde die »lange und enge traditionelle Freundschaft zwischen China und Japan« in höchsten Tönen gepriesen.

Heute, eine Generation später, will kaum jemand etwas davon wissen. Stattdessen greifen sowohl in China als auch in Japan nationalistische Diskurse um sich. Zu deren Wesen gehört es, wie schon Ernest Renan festgestellt hat, »die Geschichte zu vergessen oder falsch darzustellen«. Vor allem die Gewalttaten des eigenen Volkes müssen kaschiert werden. Daher die Marginalisierung der Gräueltaten japanischer Soldaten im Zweiten Weltkrieg; daher die Unterdrückung der Erinnerung an die Verbrechen der Kulturrevolution, das Massaker vom Tian'anmen-Platz und andere dunkle Kapitel der chinesischen Geschichte. Die eigene Nation muss makellos und rein erscheinen. Deshalb sind auch alle Vermischungen und Fremdeinflüsse auszublenden: die koreanischen Anteile im Genpool der Japaner, die Brüche in der Genealogie des Kaiserhauses, die vielfältigen Einflüsse von Turkvölkern, Tungusen und anderen auf die ›chinesische‹ Kultur – und alle Wohltaten, die Chinesen und Japaner einander erwiesen haben.

China und Japan scheitern am Umgang mit der gemeinsamen Geschichte. Hartnäckig beharren die Chinesen auf einer offiziellen Entschuldigung für die Kriegsverbrechen, zu der sich japanische Politiker nicht verstehen; in grellen Tönen zeichnen chinesische Geschichtswerke die Schandtaten der Japaner, während deren Schulbücher sie verharmlosen; die einen huldigen ›Märtyrern‹, welche die anderen als Kriegsverbrecher verdammen. In China kommt es zu aggressiven antijapanischen Demonstrationen, in Japan zu sinophoben Polemiken; Chinesen verfluchen die japanischen ›Teufel‹, Japaner verachten die chinesischen ›Banditen‹. Die Chinesen feiern den Sieg über Japan im Zweiten Weltkrieg mit einer Militärparade, die Japaner denken über eigene Atomwaffen nach. Die Angst vor einem neuen Krieg in Ostasien wächst.

So eingefleischt scheint die Feindschaft zwischen China und Japan heute zu sein, dass selbst Wissenschaftler sich zur Rede von einem »ewigen Konflikt« versteigen, dessen Ursprünge Jahrhunderte zurückreichen und der »ohne gleichen in den Annalen der internationalen

Beziehungen sei« (Hsiung 2007, xi). Dabei ist nichts falscher als diese Behauptung: Mehr als tausend Jahre lang haben China und Japan miteinander in Frieden gelebt. Nicht ihr gegenwärtiger Konflikt ist beispiellos, sondern vielmehr der friedliche kulturelle Austausch zwischen diesen beiden Ländern, ihre gegenseitige Anregung und Bereicherung sowie die kreative Aneignung fremder Formen, die über Jahrhunderte das geschaffen hat, was wir unter ›chinesischer‹ und ›japanischer‹ Kultur verstehen.

All das wird erst sichtbar, wenn man die sino-japanischen Beziehungen nicht auf den engen Rahmen von *politischen* Beziehungen beschränkt. Über Jahrhunderte wirkten gänzlich unpolitische Transfers von Menschen und Techniken auf die Steinzeitkulturen Japans ein, und auch in späteren Zeiten trugen Mönche und Händler viel mehr zum gegenseitigen Austausch bei als Herrscher und Diplomaten. Sie fanden auch in Epochen politischer Abschottung zueinander, und selbst in Zeiten erbitterter Feindschaft pflegten chinesische und japanische Künstler und Intellektuelle freundschaftlichen Austausch. Während Politiker und Nationalisten beider Länder einander angiften, strömen chinesische Touristen in hellen Scharen nach Japan, Japaner rezitieren chinesische Dichtung, Jugendliche beider Länder verlieben sich und heiraten, Geschäftspartner arbeiten profitabel zusammen, Wissenschaftler kooperieren in internationalen Projekten. Hinter der vermeintlich großen Feindschaft zwischen China und Japan gedeihen nach wie vor unzählige kleine Freundschaften.

Das Bewusstsein für diese Aspekte der gemeinsamen Geschichte ist weitgehend abhanden gekommen. Während chinesische Geschichte in Japan noch vor einer Generation zum Allgemeinwissen gehörte und gebildete Japaner selbstverständlich klassische chinesische Texte lesen konnten, sind diese Kenntnisse heute stark zurückgegangen. Erst recht will in China kaum noch jemand etwas von der ›langen und engen traditionellen Freundschaft‹ mit Japan wissen, und wie stark Japan das moderne China geprägt hat, dürfte den wenigsten Chinesen bekannt sein. Dieses Desinteresse spiegelt sich auch in der Forschung wider. Die Gründe dafür dürften zum einen im methodischen Nationalismus zu

XVIII · Einleitung

suchen sein, der Einflüsse von außen weitgehend ausblendet; zum anderen liegen sie in der Fixierung auf *politische* Geschichte, die noch immer weite Teile der Forschung prägt. Daher gibt es zwar eine Flut von Literatur über chinesisch-japanische ›Beziehungen‹ – lies: politische und wirtschaftliche Beziehungen im 20. Jahrhundert –, aber kaum Spezialisten für die Geschichte der sino-japanischen *Kulturbeziehungen*. Es gibt kein deutsch- oder englischsprachiges Werk, das einen Gesamtüberblick über diese Beziehungen bietet, und die wenigen chinesischen und japanischen Monographien zum Thema gehen unter in einer Flut von Nationalgeschichten.²

Dieses Buch will einen kleinen Beitrag dazu leisten, die überaus fruchtbare gemeinsame Geschichte dieser beiden Länder wieder ins Gedächtnis zu rufen. Es will eine Kulturgeschichte beschreiben, wie Stefan Zweig sie einst entwarf:

Sie würde zeigen, nicht was eine Nation an der anderen verschuldete, sondern was eine der anderen verdankt. Sie würde zeigen, daß beinahe alles, was wir erfunden, erdacht, entdeckt, gedichtet, geglaubt haben, eine Kollektivleistung ist, daß jede Erfindung und Entdeckung schon irgendwo vorbereitet war und von einer Nation auf die andere übergriff, daß es gleichgültig war, wer siegte oder besiegt wurde, weil die Sieger oft gelernt haben von den Besiegten, und daß im letzten alle Völker und Nationen an dem Turmbau von Babel gemeinsam geschafften haben.

(Zweig 1988, 30 f.)

Kaum zwei andere Kulturen dürften reicheren Stoff für eine solche Geschichte liefern als die chinesische und die japanische. Und doch zeigt ihr Beispiel, dass selbst dieser Stoff nur ein Ausschnitt aus der Fülle der ›Kollektivleistungen‹ ist, durch die ostasiatische Kultur entstanden ist. Vieles, was über China nach Japan kam, war keineswegs chinesisch: Der Reis war eine pan-asiatische Kulturpflanze, die Bronze dürfte aus dem Vorderen Orient nach China gekommen sein, bevor sie Japan erreichte, und der Buddhismus war eine Weltreligion, die von Indien aus nach China und Japan gelangte. Ebenso hatten die Begriffe und Institutionen der Moderne, die China aus Japan übernahm, ihren globalen Siegeszug

in Europa begonnen. In vielerlei Hinsicht waren China und Japan nur Stationen auf den Wegen eines weltweiten Kulturtransfers. Chang'an und Heian-kyō waren Knoten- und Endpunkte der Seidenstraße, die Ostasien mit dem Westen des Kontinents und mit Europa verband; Tōkyō und Shanghai sind Drehscheiben globaler Waren- und Ideenströme, die nationale Grenzen längst transzendieren.

Die vielen anderen Stationen, die dabei eine wichtige Rolle gespielt haben, kommen in einer Geschichte zweier Länder naturgemäß zu kurz. Das gilt besonders für die koreanische Halbinsel, deren enorme Bedeutung als kultureller Vermittler zwischen Festland und Inseln eine eigene Darstellung verdiente. Seit dem Altertum wanderte die Kultur des Kontinents über Korea nach Japan. Reis, Bronze, die Schrift, der Buddhismus, Kunst, Handwerk und Gelehrsamkeit: All das wurde von Koreanern nach Japan gebracht. Nicht nur diese Güter und Ideen, sondern die Menschen selbst, die sie brachten, prägten die japanische Kultur: denn sie blieben, wurden Teil der Eliten von Asuka, Nara und Heian und bestimmten den Lauf der Geschichte ganz wesentlich. Andererseits steht Korea nicht nur für die fruchtbaren, sondern auch für die furchtbaren Aspekte der sino-japanischen Geschichte. Die koreanische Halbinsel, eingekeilt zwischen zwei Reichen, wurde mehrmals Schauplatz von Kriegen zwischen China und Japan. Korea war der Nexus, der China und Japan verband – und zugleich trennte: eine Rolle, die in der vorliegenden Darstellung nur angedeutet werden kann.³

Doch selbst eine Geschichte von drei, vier oder fünf Ländern könnte den Prozess des Kulturtransfers in Ostasien nur unzulänglich beschreiben. Auch sie würde dem Mythos der ›Nation‹ erliegen. Begriffe wie ›China‹ und ›Japan‹ sind lediglich Abstraktionen, die für eine Vielzahl kleiner Regionen mit heterogener Bevölkerung stehen, zwischen denen jahrtausendlang beständiger Austausch stattfand. Landesgrenzen – sofern es sie überhaupt gab – spielten dabei kaum eine Rolle. Die Chinesische Mauer war stets ein Ort des Austauschs zwischen den Bauern Nordchinas und den Hirten der angrenzenden Steppe; im Changbai-Gebirge, an der Grenze Nordkoreas, machten sich Chinesen, Tungusen und Koreaner gemein; und zwischen Südkorea und Kyūshū gab es lange

Zeit eine regere Kommunikation als zwischen Kyūshū und dem Norden des japanischen Archipels.

All diese Aspekte können in dem vorliegenden Buch nur am Rande berücksichtigt werden. Eine sino-japanische Geschichte muss in vielerlei Hinsicht besondere Perspektiven einnehmen: Sie muss bisweilen ganze Jahrhunderte teleskopisch verkürzen, in denen China und Japan auf Distanz blieben, dafür lange bei einzelnen Jahrzehnten verweilen, in denen sich der gegenseitige Kontakt intensiviert; sie muss ausführlicher von dem Land handeln, auf das sich dieser Kontakt stärker auswirkte – für den Großteil dieser Geschichte war das Japan; sie muss Lücken in den indigenen Entwicklungslinien lassen, die keiner Nationalgeschichte zu verzeihen wären, dafür aber Details hervorheben, die in solchen kaum Erwähnung fänden. Wie alle historischen Darstellungen ist auch diese eine Abstraktion. Sie muss es sein: denn nur, indem sie von vielem absieht, kann sie den Blick auf genau die Aspekte chinesischer und japanischer Geschichte lenken, die sonst allzu oft übersehen werden.

Technisches Vorwort

Chinesische Namen und Begriffe werden in der Pinyin-Umschrift wiedergegeben, japanische in der modifizierten Hepburn-Umschrift, koreanische in der McCune-Reischauer-Umschrift und Sanskrit-Wörter nach dem International Alphabet of Sanskrit Transliteration. Bei manchen Eigennamen (z. B. Sun Yat-sen, Peking, Seoul) werden geläufigere Schreibweisen gewählt. Während bei chinesischen Wörtern auf Tonzeichen verzichtet wird, werden diakritische Zeichen für japanische und sanskritische Wörter beibehalten (v. a. die Längstriche bei den Silben *ō* und *ū* sind ein nützliches Indiz, um japanische Wörter, in denen sie oft vorkommen, von chinesischen zu unterscheiden, in denen lange Silben nie vorkommen). Bei Begriffen, die in beiden Sprachen relevant sind, wird in der Regel zunächst die chinesische und dann die japanische Form angegeben, z. B. Bodhisattva (*pusa/bosatsu*). Bei Personennamen

wird, wie im Chinesischen, Japanischen und Koreanischen üblich, zuerst der Familienname (oder, bei japanischen Adligen, der Clanname, gefolgt von ›no‹) und dann der Rufname genannt (z. B. Huang Zunxian, Abe no Nakamaro); bei Mönchen wird in der Regel nur der Dharma-Name (Ordensname) genannt. Um den Haupttext zu entlasten, werden Lebensdaten von Personen bzw. Regierungsdaten von Herrschern nur im Register angegeben. Alle Übersetzungen sind, soweit nicht anders angegeben, meine eigenen.

Verwünschter Horizont: Japans Eintritt in die Geschichte

Am Anfang gab es weder ›Chinesen‹ noch ›Japaner‹. Als *homo sapiens* sich vor ca. 30.000 Jahren in Ostasien ausbreitete, waren es die gleichen Menschen, die sich auf dem Gebiet des heutigen China, der koreanischen Halbinsel und den japanischen Inseln niederließen. Der niedrige Meeresspiegel der letzten Eiszeit ermöglichte es, Japan trockenen Fußes über drei Landbrücken zu erreichen: (1) von der sibirischen Küste über Sachalin und Hokkaidō nach Honshū, (2) von Nordchina und der Manjurei längs über die koreanische Halbinsel bis in den Norden von Kyūshū oder (3) von der chinesischen Südküste über Taiwan und die heutigen Ryūkyū-Inseln in den Süden von Kyūshū. Mehr als zehntausend Jahre lang wanderten Tiere und Menschen über diese Routen. Erst als die Temperaturen vor ca. 20.000 Jahren zu steigen begannen und die Polkappen abschmolzen, überspülte das Meer diese Verbindungen und trennte die japanischen Inseln vom ostasiatischen Festland. Erst dann begannen auch die kulturellen Entwicklungspfade sich zu trennen und den Völkern Konturen zu verleihen, die wir heute ›Chinesen‹ und ›Japaner‹ nennen.

Im Gebiet des heutigen China bahnten sich ab dem 8. Jahrtausend v. Chr. dramatische Umbrüche an, welche die Kulturlandschaft völlig verändern sollten: die ›Neolithische Revolution‹. Begünstigt durch ein klimatisches Optimum, begannen Jäger und Sammler in verschiedenen Regionen sich auf Ackerbau umzustellen. Am Unterlauf des Yangzi bauten die Menschen der Hemudu-Kultur Reis an, auf dem Lößplateau Nordchinas wurde Hirse kultiviert. In verschiedenen Regionen des heutigen China entstanden jetzt sesshafte neolithische Kulturen, die Töpferei betrieben, befestigte Siedlungen bauten, ab dem 4. Jahr-

2 · Verwuschener Horizont: Japans Eintritt in die Geschichte

tausend v. Chr. sogar ummauerte Städte. Die Bevölkerung wuchs, und soziale Stratifizierung setzte ein: Bald bildeten sich religiöse und politische Führungsrollen heraus, deren Träger sich deutlich vom einfachen Volk absetzten. Fundamente von Tempeln und Palastbauten, gewaltige Stadtmauern – von Zehntausenden Zwangsarbeitern aufgeschichtet – und reich ausgestattete Gräber zeugen von der Macht dieser Eliten. Seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. ließen sich diese Eliten überaus kunstvolle Bronzegefäße gießen: rituelle Objekte und zugleich Insignien fürstlicher Macht. Mit der Bronzezeit traten auch die ersten historischen Dynastien – Shang und Zhou – auf, Schrift wurde erfunden: China trat in das Licht der Geschichte. Dieses ›China‹ war noch kein einheitlicher Staat, sondern bestand aus einer Vielzahl autonomer Fürstentümer, die jedoch in engem – oft kriegerischem – Kontakt miteinander standen und sich parallel entwickelten. Mit der Verbreitung der Schrift kam es zum nächsten großen Umbruch, der ›Achsenzeit‹, wie Karl Jaspers sie genannt hat, in deren Zuge chinesische Literatur entstand und die ›Hundert Schulen‹ der chinesischen Philosophie blühten. Deren grundlegende Gedanken zur Gestaltung der Gesellschaft reflektieren den sozialen Wandel der Periode vom 5. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr., einer Zeit, die bezeichnenderweise den Namen ›Kämpfende Staaten‹ (Zhanguo) trägt. Der Eisenguss, der sich ab dem 5. Jahrhundert v. Chr. verbreitete, ermöglichte effektiveren Ackerbau, die Bevölkerung wuchs rasant, große Städte entstanden, und aus den kleinen Häuptlingstümern früherer Jahrhunderte wurden mächtige Regionalstaaten. Jetzt entwickelten sich staatliche Institutionen: Bürokratien, die auf schriftlicher Aktenführung beruhten, allgemein verbindliche Gesetze, zentral verordnete Steuern und professionell geführte Massenarmeen. Die chinesische Geschichte steuerte konsequent auf die Gründung des Kaiserreichs im Jahre 221 v. Chr. zu.

Nichts von alledem geschah auf den japanischen Inseln. In all den Jahrtausenden, in denen die Kulturen des Festlands Äcker zu bestellen lernten, den Bronzeguss perfektionierten, Städte und Paläste bauten, Dynastien gründeten und Weltliteratur schrieben, verharrten die Bewohner des japanischen Archipels in tiefer Steinzeit. Seit dem 8. Jahr-

tausend v. Chr. – einer Warmperiode, in der die Bevölkerung auf den Inseln sprunghaft anstieg – hatten sich ihre Lebensformen kaum gewandelt: Stämme von Jägern und Sammlern wohnten in kleinen Dörfern mit Grubenhütten und stellten einfache Töpferwaren her, deren typischer Dekor dem Rillenmuster von Schnüren ähnelt. Nach dieser Schnurkeramik ist die Kultur benannt: Jōmon (›Schnurmuster‹). Die Jōmon-Leute hatten weder eine ›Neolithische Revolution‹ noch eine ›Achszeit‹ erlebt. Sie kannten keinen Ackerbau, sondern ernährten sich von Nüssen, Gemüse, Wurzeln, Fleisch und Fisch und betrieben allenfalls einfache Gartenwirtschaft; sie besaßen kein Metall, sondern benutzten die primitiven Steinwerkzeuge des Mesolithikums; Schrift war ihnen völlig unbekannt, so dass dauerhafte überregionale Kommunikation kaum möglich war.

Bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. gab es kein ›Japan‹, sondern nur autonome Stämme der Jōmon-Kultur; keine ›sino-japanischen Beziehungen‹, sondern nur verschiedene Welten, die nichts voneinander wussten: gleichzeitige Kulturen in ungleichzeitigen Phasen ihrer Entwicklung. Erst zunehmende Kontakte ab dem 3. Jahrhundert v. Chr., der Transfer von Ackerbautechniken, Metallverarbeitung, verschiedenen Handwerken und schließlich der Schrift auf die japanischen Inseln schufen die Voraussetzung für kulturellen Austausch. Dem zivilisatorischen Gefälle folgend, strömten die Einflüsse vor allem vom Festland auf die japanischen Inseln. Sie brachten Japan auf den gleichen Entwicklungspfad, den China längst beschritten hatte. Die Verbreitung der genannten Kulturtechniken hatte dort den gleichen Effekt wie in China viele Jahrhunderte zuvor.

Im 3. Jahrhundert n. Chr. entstand auf Honshū das Fürstentum Yamatai, von dem chinesische Quellen ausführlich berichten. Jetzt begannen diplomatische Kontakte zwischen China und den ›Wo‹, wie die Einwohner Japans damals genannt wurden, und jetzt fanden auch politische Ideen ihren Weg nach Japan. Denn schon bald entstand in der Kansai-Ebene das neue Fürstentum Yamato. Monumentale Hügelgräber zeugen vom Machtanspruch seiner Herrscher: ›Großkönige‹, die nicht länger Regionalfürsten neben anderen sein wollten, sondern, modern

4 · Verwuschener Horizont: Japans Eintritt in die Geschichte

gesprochen, *state building* betrieben. Das politische Gebilde, das sie schufen – eine eigentümliche Mischung aus autochthonen und festländischen Elementen –, war der erste Versuch, die chinesische Form zentraler Herrschaft in Japan zu verwirklichen. Erst seitdem kann man von einem japanischen ›Staat‹ sprechen, ja erst seitdem kann man von ›Japan‹ sprechen. So, wie das Wort ›China‹ vom Namen der ersten Kaiserdynastie, der Qin, abstammt, wurde ›Yamato‹ später zum Synonym für Japan schlechthin.

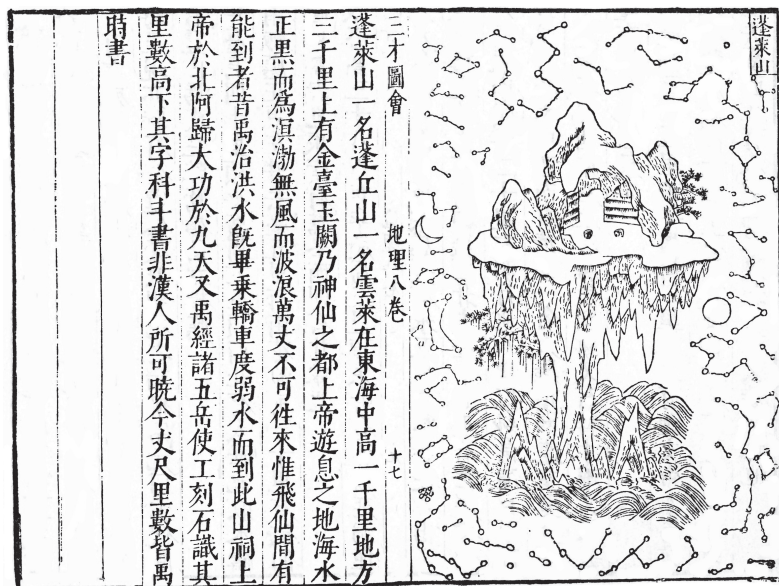
	China	Japan
ca. 10.000 v. Chr.		Ende der Eiszeit: das Meer trennt Japan vom Festland
ab ca. 8000 v. Chr.	Neolithische Revolution: Ackerbaukulturen an Huanghe und Yangzi, erste Städte	Jōmon-Steinzeitkultur
ab ca. 2000 v. Chr.	Bronzezeit: Hochkulturen in der Lößebene, am Yangzi und in Sichuan	
ca. 1300 v. Chr.	Erfindung der Schrift	
ca. 1050 v. Chr.	West-Zhou	
ab ca. 600 v. Chr.	Eisenzeit, Bildung von Flächenstaaten	
ca. 300 v. Chr.	Klassische Philosophen, Manuskriptkultur, Massenarmeen, große Städte	Yayoi-Kultur: Bronze und Eisen, Reisanbau
221 v. Chr.	Reichseinigung der Qin	
ab 202 v. Chr.	Han-Dynastie	
108 v. Chr.	Han-Präfekturen in Nord-Korea	
57 n. Chr.		Han vergeben Siegel an Wo-Leute
107 n. Chr.		Wo-König Suishō bringt 160 Sklaven als Tribut
220	Ende der Han	
220–280	Drei Staaten: Wei, Wu, Shu	
ab ca. 222		Königin Himiko (Yamatai)

	China	Japan
238		Wei vergeben Siegel an Wo-Leute
240	Chinesische Gesandtschaft nach Yamatai	
240–47	Gesandtschaften aus Yamatai in Wei	
ab ca. 250		Fürstentum in Yamato Kofun-Periode (270–539)
265–316	West-Jin	
403?	Wani bringt chinesische Bücher nach Yamato	
413–502	13 Gesandtschaften der Wo nach China	
478	Throneingabe des Königs Yüryaku an den Song-Kaiser	

Die Inseln der Unsterblichen

Vor über 2000 Jahren, als die Welt noch voller Geister und Mythen war, erzählten sich die Chinesen von den Inseln der Unsterblichen, die weit im Osten, jenseits der ›Wogenden See‹, lagen. Ihre Namen – Peng-lai, Yingzhou und Fangzhan – besaßen einen magischen Klang: Dort wuchsen goldenes Gemüse und jadeleiches Korn, Fusang-Bäume von tausenden Klaftern Höhe. Wenn die Unsterblichen von deren prallen Beeren aßen, nahmen ihre Körper einen goldenen Glanz an und erhoben sich zu ihren Palästen in die Lüfte. Vor allem aber gedieh dort das Kraut der Unsterblichkeit, das Tote durch bloße Berührung wieder zu beleben vermochte. Schon vor hundert Jahren seien Chinesen auf der Suche danach in See gestochen, und manche, so hieß es, hätten das Kraut der Unsterblichkeit tatsächlich gefunden. Auch für den Ersten Kaiser von China, Qin shi huangdi, der zeitlebens vom Gedanken der Unsterblichkeit besessen war, waren die Inseln der Unsterblichen ein Sehnsuchtsort. Kurz nachdem er 221. v. Chr. das chinesische Reich gegründet hatte, schickte er eine Expedition unter Leitung eines gewissen Xu Fu mit mehreren Tausend Mädchen und Knaben, ausgestattet mit Saatgut und Werkzeugen für Handwerker, auf See, um nach dem Kraut

6 · Verwuschener Horizont: Japans Eintritt in die Geschichte



Noch im 17. Jahrhundert schwebte den Chinesen Penglai als wundersame Formation im »Ostmeer« vor, umgeben von den Wogen, den Wolken und den Sternen. Abb. aus dem *Sancai tuhui*, »Dili« 8, 17.

der Unsterblichkeit zu suchen. – Sie kehrten nie zurück. Vielleicht sind ihre Schiffe, wie so viele nach ihnen, in den Stürmen des Ostchinesischen Meers untergegangen; vielleicht aber – so will es eine Legende – haben sie das japanische Archipel erreicht und sich dort mit all ihren Gaben niedergelassen.¹

Was auch immer dran ist an dieser Erzählung – sie ist eine treffende Allegorie auf die Vorgeschichte der chinesisch-japanischen Beziehungen. Weitab der chinesischen Zivilisation gelegen, mag Japan im 3. Jahrhundert v. Chr. als Insel der Glückseligen erschienen sein, wo noch ein unverdorbenener Naturzustand waltete: als ein Land, reich gesegnet von der Natur, in dem eine kleine, egalitäre Gesellschaft ohne Herrschaft und Hierarchien schriftlos und friedlich in sich ruhte. Im *Daode jing*, das dem Weisen Laozi zugeschrieben wird, wird eine solche Gesellschaft beschrieben, in der die Menschen

Geschmack an ihren Speisen finden, Schönheit in ihrer Kleidung, Ruhe in ihren Hütten und Freude an ihren Gebräuchen. Die Nachbargemeinden mögen in Sichtweite liegen, das Bellen ihrer Hunde und Gackern ihrer Hühner hörbar, und doch verkehren ihre Menschen nicht miteinander, bis sie alters sterben.

(Laozi 80)

Auch wenn das prähistorische Japan wohl kaum so idyllisch gewesen sein dürfte – in etwa lässt es sich so vorstellen: als segmentäre Gesellschaft geringer Komplexität, die in gleichartige, aber weitgehend voneinander isolierte Gemeinschaften gegliedert war. Die einzelnen Regionen verkehrten wenig miteinander – und noch weniger mit dem asiatischen Festland. Zwar dürfte die Verbindung zu den japanischen Inseln nie vollständig abgebrochen sein. Auch nachdem am Ende der letzten Eiszeit, vor rund 10.000 Jahren, die Landverbindungen in den Fluten versunken waren, folgten Menschen den alten Routen, selbst wenn diese nun über das Meer führten. Schon im Paläolithikum hatten die Bewohner der japanischen Inseln einfache Boote, mit denen sie bis auf die koreanische Halbinsel übersetzen konnten. Aber diese Kontakte waren zu spärlich, als dass sie die Jōmon-Kultur spürbar verändert hätten. Landwirtschaft, Bronzeguss, Städtebau, Schrift: Keines dieser Kulturgüter erreichte das japanische Archipel. Und warum auch? Selbst wenn sie kein »goldenes Gemüse und jadegleiches Korn« hervorbrachte, hat die Natur die Sammler und Jäger der Jōmon-Periode reich beschenkt. »Sommers und winters essen sie frisches Gemüse«, berichteten die ersten chinesischen Japan-Reisenden, und die moderne Archäologie hat dieses Bild bestätigt: Antilopen, Bären, Wildschweine und Hasen in den großen Ebenen, Schwärme von Fischen und Muscheln in den Küstengewässern sowie mehr als 180 Sorten von essbaren Pflanzen – wilde Beeren, Gemüse, Nüsse, Wurzeln und andere – boten eine üppige Lebensgrundlage. Die Lebensweise der Jäger und Sammler war keineswegs defizitär, ganz im Gegenteil: Die Jōmon-Leute hatten alles, was sie brauchten. Sie dürften kaum versucht gewesen sein, ihre ausgeglichene Ernährungsweise gegen die Schufferei und einseitige Kost des Ackerbaus zu tauschen.²

8 · Verwuschener Horizont: Japans Eintritt in die Geschichte

Selbst wenn sie gewollt hätten – die Jōmon-Leute hätten gar keinen Ackerbau betreiben können, denn sie kannten kein Getreide, das sich dafür eignete. Sie kannten keinen Reis. Die Reisart, die heute ›Japonica‹ genannt wird, war ursprünglich nicht in Japan heimisch, sondern auf dem asiatischen Festland. Schon im 7. Jahrtausend v. Chr. wurde sie in der Hemudu-Kultur, in der Nähe des heutigen Hangzhou, angebaut. Von dort breitete die Reiskultur sich allmählich nach Norden aus: entlang der Ostküste Chinas auf die Shandong-Halbinsel, über den Gelben Fluss in den Nordwesten der koreanischen Halbinsel und weiter nach Süden, übers Meer bis nach Kyūshū. In Itazuke, bei Fukuoka, wurden Anlagen von Reisfeldern sowie hölzerne Ackergeräte aus dem 8./7. Jahrhundert v. Chr. gefunden.

Sie waren die Vorboten eines epochalen Umbruchs, der gegen Ende der Jōmon-Periode – etwa in der Zeit des Ersten Kaisers von China – stattfand: einer Revolution von Technik und Wirtschaftsweisen, welche die Steinzeitkulturen der japanischen Inseln radikal veränderte und allererst die Voraussetzung für die Entstehung ›Japans‹ schuf. Ab dem dritten Jahrhundert v. Chr. setzte sich nicht nur der Reisanbau großflächig durch, sondern auch die Metallverarbeitung. Saatgut und Werkzeuge: Die Gaben des Xu Fu verhalfen nicht etwa den Qin zur Unsterblichkeit, sondern bereiteten den Jōmon-Leuten den Untergang. Die Steinzeit war zu Ende. Während die Jōmon-Kultur allmählich in den Norden von Honshū und nach Hokkaidō zurückgedrängt wurde, verbreitete sich auf Kyūshū und im Süden Honshūs eine neue Kultur, welche die japanische Geschichte in den nächsten Jahrhunderten prägen sollte: Yayoi.³

Die Yayoi-Kultur zeichnete sich nicht nur durch Ackerbau, Metallgeräte und neue Keramikformen aus, sondern vor allem durch neue *Menschen*: Es waren höchstwahrscheinlich Einwanderer vom Festland, welche die neue Kultur mit sich brachten und die alteingesessenen Jōmon-Leute verdrängten. Xu Fu und seine Besatzung, so reizvoll der Gedanke sein mag, dürften es wohl kaum gewesen sein. Vermutlich waren es Flüchtlinge, die Bevölkerungsdruck, Ressourcenstress und die Kriege der ›Kämpfenden Staaten‹ aus ihrer Heimat getrieben hatten: Zwischen dem 4. und 2. Jahrhundert v. Chr. war die Bevölkerung am

Huanghe und Yangzi sprunghaft angewachsen, was nicht nur zu Kriegen führte, sondern auch zu großen Migrationsbewegungen. Der Staat Qin erschloss die Ebene von Sichuan, die Leute aus Chu drangen vom Yangzi in die Nordchinesische Ebene vor, die Staaten des Nordens expandierten nach Zentralasien und auf die koreanische Halbinsel. Auf diese Weise dürften Menschen aus verschiedenen Regionen – vielleicht, darauf deuten gewisse mythologische Elemente hin, sogar aus Südostasien – auch auf die japanischen Inseln gekommen sein. Wer auch immer diese neuen Menschen waren – ›Chinesen‹ waren sie sicher nicht. Weder von ›China‹ noch von ›Chinesen‹ konnte zu jener Zeit die Rede sein. Das Gebiet des heutigen China zerfiel damals in sieben große und einige kleinere Staaten, die zwar durch gemeinsame Traditionen verbunden waren, sich jedoch gegenseitig als ›Ausland‹, bisweilen sogar als barbarisch betrachteten.

Auch die Bezeichnung für die Yayoi-Leute in frühen chinesischen Quellen hatte einen abschätzigen Klang: ›Wo‹ wurden diese Menschen dort genannt. Mag sein, dass der Name auf eine Selbstbezeichnung der Yayoi-Leute, ›Wa‹, zurückging; die Chinesen jedenfalls wählten für die Wiedergabe ein Wort, das ursprünglich soviel wie ›Wichte‹ bedeutete: kleine, verächtliche Kreaturen, vielleicht geradezu ›Gewürm‹. In einer frühen Beschreibung fremder Regionen, dem *Kanon der Berge und Meere*, taucht dieser Name erstmals auf: »Das Land Gai [wohl in Nordkorea] liegt südlich des großen Yan und nördlich der Wo. Die Wo gehören zu Yan« (*Shanhai jing* 13). Die Spur führt also über den Staat Yan, dessen Gebiet sich vom Norden des heutigen Hebei bis in den Süden der Manjurei erstreckte, wo es an die koreanische Halbinsel grenzte. Tatsächlich scheint sich der Einfluss Yans bis nach Südkorea erstreckt zu haben: Viele Gräber auf der Halbinsel enthielten Münzen aus Yan, in Korea sowie auf Kyūshū sind eiserne Messer, Schwertklingen, Äxte und Lanzen gefunden worden, die vergleichbaren Stücken aus dem Gebiet von Yan sehr ähnlich sind.

Die Immigranten vom Festland brachten nicht nur den Reis nach Japan, sondern auch das Metall. Sowohl der Bronze- als auch der Eisenguss kamen mit der Yayoi-Kultur auf die japanischen Inseln: Sie markieren einen zivilisatorischen Sprung, der diese Gebiete im 3. Jahr-

hundert v. Chr. von der Steinzeit direkt in die Bronze- und Eisenzeit beförderte. Auf dem japanischen Archipel fand die Entwicklung, die auf dem Festland Jahrtausende gedauert hatte, binnen weniger Jahrhunderte statt. Der Nassfeldanbau von Reis, der sich in der Yayoi-Zeit nicht nur auf Kyūshū, sondern auch auf Shikoku und große Teile von Honshū ausbreitete, sorgte für Bevölkerungswachstum und soziale Differenzierung. Jetzt entstanden stratifizierte Agrargesellschaften, deren Eliten in erhabenen Pfahlhäusern wohnten und wertvolle Bronzegegenstände besaßen: Münzen, Waffen, Schnallen, zahlreiche Spiegel und – besonders in der Gegend um Ōsaka – große Ritualglocken. Diese Bronzen dienten zum einen religiösen Zwecken; zum anderen dürften sie wichtige Statussymbole gewesen sein, Insignien der Macht, mit denen Stammesführer sich gegenüber ihren Angehörigen, aber auch untereinander auswiesen. Vor allem die weite Verbreitung von gleichartigen Bronzespiegeln deutet auf zunehmende Kontakte zwischen den einzelnen Stämmen hin. Diese Kontakte waren keineswegs immer friedlich: Funde von Waffen, Verteidigungsanlagen und Skeletten gewaltsam getöteter Menschen zeigen, dass die Segnungen der Zivilisation zugleich Macht- und Verteilungskämpfe mit sich brachten. Das Japan der Yayoi-Zeit war nicht mehr die Insel der Glückseligen.

Gleichzeitig ging auch in China eine Epoche zu Ende. Im 3. Jahrhundert v. Chr. gelang es dem Staat Qin, ganz im Westen der Nordchinesischen Ebene gelegen, in rascher Folge die übrigen ›Kämpfenden Staaten‹ vernichtend zu schlagen und ganz China unter seine Herrschaft zu zwingen. 221 v. Chr. nahm der Herrscher von Qin den Kaisertitel an. Aus einem Flickenteppich eigenständiger Regionalstaaten war das chinesische Reich entstanden: ein Imperium mit dem Anspruch, die Welt zu beherrschen. »In allen Richtungen ist das Land des Kaisers«, verkündete eine Inschrift der Qin,

westlich überquert es die Sandwüste, südlich erstreckt es sich bis dorthin, wo die Häuser nach Norden zeigen, östlich umfasst es das Ostmeer, nördlich reicht es bis jenseits von Daxia [Shanxi?]. Soweit menschliche Spuren führen, ist keiner, der ihm nicht untertan ist.

(*Shiji* 6, 245)

Auch wenn die Qin selbst schon nach 15 Jahren in Rebellionen untergingen, blieb ihr Reich bestehen. Die Dynastie Han, die 202 v. Chr. gegründet wurde, erbte das größte Reich, das Asien je gesehen hatte: Es erstreckte sich vom Sichuan-Becken bis zum Gelben Meer und von der Ordos-Wüste bis ins Tiefland südlich des Yangzi. Im Norden des heutigen Vietnam griffen die Han sogar über das Gebiet des heutigen China hinaus, und 108 v. Chr. drangen sie bis nach Nordkorea vor, wo sie in Lelang (kor. Nangnang, jap. Rakurō), nahe dem heutigen Pyongyang, eine Kommandantur etablierten. Mehr als 400 Jahre lang sollte dieser Außenposten des chinesischen Reichs einen Brückenkopf für die Kontakte mit den Wo-Fürsten bilden. Auch das Imperium der Han ›umfasste das Ostmeer‹, und das heißt: Japan.

Der Fund eines goldenen Siegels bei Hakata im Jahr 1784 hat diese Ambitionen auf spektakuläre Weise verdeutlicht. Das Siegel, 2,4 cm im Quadrat, trägt eine chinesische Inschrift: »König des Landes Nu von Wo der HAN«.⁴ Offensichtlich gehörte das Siegel einem Regionalfürsten (Nu/Na, dürfte der Name seines Fürstentums gewesen sein) in Nord-Kyūshū, gut 2500 km entfernt von der Hauptstadt der Han. Dennoch betrachtete der Han-Kaiser diesen »König« als Vasallen der HAN – das übergroße Schriftzeichen auf dem Siegel lässt keinen Zweifel an der Hierarchie –, und der Siegelträger selbst sah seine Legitimität durch den Bezug auf die chinesische Dynastie verbürgt.

Offenbar sind Gesandte der Wo schon im 1. Jahrhundert v. Chr. nach Lelang gereist, um den Han ›Tribut‹ darzubringen, und im Jahr 57 n. Chr. gelangte eine Delegation erstmals sogar bis in die Hauptstadt Luoyang,



Abdruck des goldenen Siegels von Hakata: Das rechte Drittel wird ganz von dem Schriftzeichen für ›Han‹ eingenommen, in der Mitte übereinander die Zeichen für ›Wo‹ und ›Nu‹, ganz links ›Land‹ und der Titel wang, ›König‹.

zu Kaiser Guangwu. »Das Land Nu von Wo brachte Tribut dar und erhielt eine Audienz am Hofe«, heißt es in der Dynastiegeschichte der Späteren Han, »die Gesandten nannten sich selbst ›Würdenträger‹, sie kamen vom südlichsten Ende des Landes Wo,« und sodann: »Kaiser Guangwu gewährte ihnen ein Siegel am Seidenband« (*Hou Hanshu* 85). – Womöglich ist hier genau das Siegel gemeint, das mehr als 1700 Jahre später in Kyūshū gefunden wurde. Es ist die früheste schriftliche Quelle für sino-japanische Beziehungen – und in vielerlei Hinsicht bezeichnend für ihre Beschaffenheit. Denn von Beginn an waren diese Beziehungen asymmetrisch, geprägt durch völlig unterschiedliche Perspektiven auf die Welt.

Für die Han war ihr Reich die Welt. Es umfasste, ganz wörtlich, alles ›unter dem Himmel‹ (*tianxia*). Seine Grenzen waren nicht definiert durch die Territorien ebenbürtiger Nachbarstaaten, sondern durch ein zivilisatorisches Gefälle: Umliegende Völker galten als mehr oder weniger ›barbarisch‹, je nachdem, wie fügsam sie sich der Ordnung des chinesischen Reichs unterwarfen. Der politische Mechanismus, mit dem diese Weltordnung sich Geltung verschaffte, war das Tributsystem: Wer sich den Han symbolisch unterwarf und ihre Macht anerkannte, indem er – wie die Leute aus Wo – Tribut darbrachte, wurde fürstlich entlohnt. Er erhielt nicht nur reiche Gegengeschenke, welche die Tributgaben meist weit übertrafen (ja, weit übertreffen *mussten*, sollten sie doch die Überlegenheit des Han-Kaisers demonstrieren), sondern bisweilen auch offizielle Titel: »König von Dian«, »König von Nanyue« oder eben »König des Landes Nu von Wo der HAN«. Diese eigenständigen Herrscher an den Grenzen der chinesischen Welt erhielten nicht nur dieselben Titel wie Regierende im Han-Reich, sondern auch ebensolche goldenen Siegel. Die Han subsumierten sie schlicht unter ihrer Herrschaft, deren symbolische Strahlkraft sie damit vergrößerten.

Die Wo-Leute dürften die Sache ganz anders gesehen haben. Sie verstanden wenig von der imperialen Kosmologie der Han, und die Inschriften ihrer Siegel konnten sie nicht einmal lesen.⁵ Für sie dürfte China kein Reich gewesen sein, dessen Ordnung überall galt, sondern allenfalls ein Hegemon, dessen Gunst sich nutzen ließ, um die eigene Herrschaft zu stärken. Das Tributsystem war ein findiges Konstrukt, das

beide Perspektiven ermöglichte: Die Wo-Leute würdigten die der Han, indem sie Tribut brachten, die Han anerkannten – stillschweigend – die der Wo, indem sie sie in Ruhe ließen. Die räumliche Distanz zwischen Japan und China garantierte, dass die beiden Sichtweisen nicht in Konflikt gerieten, und das Siegel beglaubigte ihre Geltung: Den Han symbolisierte es die Durchsetzung ihrer Weltordnung, den Wo legitimierte es autonome Machtansprüche. Diese gegenseitige Anerkennung ganz unterschiedlicher Weltentwürfe bildete die Basis für die sino-japanischen Beziehungen der nächsten Jahrhunderte.

Von Spiegeln und Schwertern

Viel wissen wir nicht über die sino-japanischen Beziehungen jener Zeit. Da die Wo noch keine Schrift besaßen, sind die spärlichen Einträge in chinesischen Dynastiegeschichten fast unsere einzigen schriftlichen Zeugnisse für die ersten Jahrhunderte. Dort ist im Jahr 107 n. Chr. lediglich die Gesandtschaft eines Wo-Königs mit Namen Shuaisheng (jap. Suishō) verzeichnet, wahrscheinlich nach Lelang, die 160 Sklaven als Tribut überbracht habe (*Hou Hanshu* 85). Danach schweigen die Quellen. Die Han waren im 2. Jahrhundert n. Chr. mit anderen Dingen beschäftigt: Religiöse Aufstände erschütterten das Reich, Hofintrigen und Machtkämpfe zwischen Eunuchen, Kaiserinnen und Beamten zersetzten die kaiserliche Autorität, und jenseits der Hauptstadt ging die Macht in die Hände von einflussreichen Sippen und Generälen über. Der Zentralstaat, der für einige Jahrhunderte die segmentären Strukturen der chinesischen Gesellschaft überdeckt hatte, zerfiel – und damit verlor China die Anziehungskraft, die es einst für die Herrscher der Wo gehabt hatte.

Erst im 3. Jahrhundert n. Chr., nach dem Untergang der Han-Dynastie, verzeichnen die Dynastiegeschichten wieder Wo-Gesandtschaften. Sie kamen an den Hof von Wei, der Dynastie, die damals in Nordchina herrschte. Diese Gesandten müssen einen wunderlichen Anblick geboten haben. »Die Männer, ob groß oder klein, tätowieren sich allesamt

Gesicht und Körper«, vermerkt die offizielle Geschichte der Wei-Dynastie. Ähnliches war allerdings aus der chinesischen Geschichte bekannt. Als ein Fürst der Xia, der ersten ›chinesischen‹ Dynastie, nach Süden zog,

da schnitt er sich die Haare und tätowierte sich den Körper, um der Bedrohung durch Wasserdrachen zu entgehen. Ebenso haben sich die Schwimmer der Wo, die tief tauchen mussten, um Fische und Muscheln zu fangen, den Körper tätowiert, um große Fische und Wasservögel abzuschrecken. Später wurde daraus allmählich ein Schmuck. Die Tätowierungen sind in den einzelnen Ländern jeweils unterschiedlich: bald links, bald rechts, bald groß, bald klein, zudem gibt es Unterscheidungen je nach Status. (*Sanguo zhi* 30, 855)

Die Wo machten es also genauso wie die Xia – und tatsächlich: »Gemäß ihren alten Erzählungen bezeichnen sie sich als Nachkommen des Taibo.« Sie waren Verwandte! Die Wo stammten von einem Sohn des altehrwürdigen Königs Tai von Zhou ab, des Ahnvaters jener Dynastie, die vom 11. bis zum 8. Jahrhundert v. Chr. – nominell sogar noch 500 Jahre länger – in Nordchina herrschte. König Tais ältester Sohn, Taibo, soll im 12. Jahrhundert v. Chr., als ihm die Thronfolge verweigert wurde, mit seinem Bruder nach Südosten ausgewandert sein: »Sie flohen zu den Jing- und Man-Barbaren, tätowierten ihre Körper und schnitten sich die Haare ab« (*Shiji* 31). Dort, in der Nähe des heutigen Wuxi (Jiangsu), habe Taibo das Fürstentum Wu gegründet. Als Wu im 5. Jahrhundert v. Chr. vernichtet wurde, seien die Nachfahren des Fürstenhauses »in See gestochen und zu Wo geworden« (*Tongjian qianbian* 18).

Es gibt mehrere derartige Überlieferungen, die verwandtschaftliche Beziehungen zu ›Barbaren‹ beschreiben. Als Teil der chinesischen Weltordnung waren diese Völker gleichsam Teil der Familie: keine echten Chinesen zwar, aber ferne, etwas aus der Art geschlagene Verwandte. »Ihre Sitten sind nicht liederlich«, stellt die Dynastiegeschichte der Wei im *Sanguo zhi* (*Aufzeichnungen der Drei Staaten*) gönnerhaft fest und betont die regelmäßigen Kontakte zwischen den Wo und chinesischen Herrschern: »Früher waren es über 100 Länder, von denen einige in der

Han-Zeit zur Audienz kamen; heute sind es 30 Länder, die [uns] durch Gesandte und Übersetzer verbunden sind« (*Sanguo zhi* 30). Auch die Wei selbst schickten offenbar Gesandte auf die japanischen Inseln. Sie lieferten eine – wiewohl recht ungenaue – Beschreibung der Reiseroute von der Kommandantur Daifang in Nordkorea in die Länder der Wo und zugleich die umfangreichste Beschreibung des Alten Japan, die wir besitzen.⁶ Zum ersten Mal wurde dort, im 3. Jahrhundert n. Chr., das Fürstentum Yamatai erwähnt, in dem eine Königin geherrscht haben soll. Über die Sitten Yamatais und der Wo erfahren wir dort Folgendes:

Die Männer tragen ihr Haar unbedeckt in einem Knoten, den sie mit Bastfasern am Kopf festbinden. Sie legen ihre Kleidung quer um den Körper, die durch Bindungen, fast ohne Nähte zusammengefügt ist. Die Frauen lassen ihr Haar offen nach hinten hängen oder binden es zu einem Knoten; sie machen ihre Kleider aus einem einfachen Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch den sie den Kopf stecken, um es anzuziehen. Sie bauen Reis an sowie Hanf zum Weben und Maulbeerbäume zur Seidenherstellung. Sie spinnen und weben, stellen feine Hanf- und Seidenstoffe her. In ihrem Gebiet gibt es weder Büffel noch Pferde, Tiger, Panther, Schafe oder Elstern. Als Waffen benutzen sie Speere, Schilde, hölzerne Bögen, die unten kurz und oben lang sind, und Bambuspfeile mit eisernen oder knöchernen Spitzen. In allem, was sie besitzen, gleichen sie den Völkern der Dan'er und Zhuyai.

Im Gebiet der Wo ist es feucht und warm, sommers und winters essen sie frisches Gemüse und gehen allesamt barfuß. Sie haben Häuser, in denen Eltern und Kinder separat schlafen. Ihre Körper bestreichen sie mit Zinnober, so wie man sich im Reich der Mitte pudert. Sie benutzen Schüsseln für Speisen und Getränke und essen mit den Händen. Ihre Verstorbenen erhalten einen Sarg ohne Außensarg, ihre Gräber werden mit einem Erdhügel bedeckt. Nach Todesfällen halten sie eine mehr als zehntägige Trauerzeit ein, in der sie kein Fleisch essen. Die hauptsächlichen Trauernden klagen und weinen, während die anderen singen, tanzen und trinken. Nach der Beerdigung begibt sich die ganze Familie zu einem Gewässer, in dem sie sich badet und reinigt.

Wenn sie übers Meer setzen, um das Reich der Mitte zu besuchen, bestimmen sie stets einen Mann, den sie ›Unheilsbewahrer‹ nennen: Er kämmt sich weder

die Haare noch lässt er sich entlausen, trägt verdreckte Kleidung, isst kein Fleisch und hält sich von Frauen fern, wie ein Trauernder. Wenn die Reise glücklich verläuft, bedenken sie ihn mit Sklaven und Gütern; wenn sie aber von Krankheit oder anderem Unglück heimgesucht werden, töten sie ihn, da er sie nicht pflichtgetreu vor Unheil bewahrt habe. ...

Ihre Sitte ist, dass sie bei allen Unternehmungen, wo immer es um Worte oder Taten geht, Knochen erhitzen, um aus deren Sprüngen Glück oder Unglück vorherzusagen. Sie formulieren dabei ähnlich wie beim Schildkrötenorakel und betrachten die Risse, die durch das Feuer entstehen, als Zeichen für die Vorhersage.

In ihrem gemeinschaftlichen Verkehr machen sie keinen Unterschied zwischen Vater und Sohn, Mann oder Frau. Sie lieben den Alkohol. Wenn sie hochstehende Männer treffen, klatschen sie als Ehrbezeugung anstelle eines Kottaus lediglich in die Hände. Die Menschen dort werden sehr alt: manche 100, manche 80–90 Jahre.

Ihre Sitte ist, dass die hochstehenden Männer des Landes vier bis fünf Frauen haben, die niedrigeren zwei bis drei. Die Frauen sind nicht licherlich und nicht eifersüchtig. Es gibt dort weder Raub noch Diebstahl und nur wenige Streitfälle und Klagen. Wenn es zu Verstößen gegen das Gesetz kommt, so wird in leichten Fällen der Straftäter nebst Frauen und Kindern versklavt und in schweren Fällen die gesamte Familie ausgelöscht. Sippen und Clans unterscheiden sich im Ansehen, so dass manche den anderen untergeben sind. Steuern und Abgaben werden erhoben, und es gibt Getreidespeicher. In jedem Land gibt es Märkte, auf denen Güter unter Aufsicht eines Groß-Wo ausgetauscht werden.

Nördlich des Landes der Königin ist eigens ein Kommandeur stationiert, der sämtliche Länder überwacht: Vor ihm haben sie alle Ehrfurcht. Er verwaltet das Land Yizhu [jap. Ito], wo es zudem so etwas wie einen Gouverneur gibt. Wenn die Königin Gesandte in die Hauptstadt [der Wei], in die Kommandantur Daifang oder die koreanischen Länder schickt oder wenn Kommandanturen Gesandte zu den Wo schicken, werden sie alle im Hafen inspiziert, so dass Dokumente und Geschenke ohne Fehl an die Königin überliefert werden.

Wenn Niedere hochstehenden Männern auf der Straße begegnen, weichen sie in das umliegende Gelände aus; und wenn sie Botschaften zu überbringen oder Dinge zu besprechen haben, hocken oder knien sie sich nieder, wobei beide Hän-

18 · Verwunschener Horizont: Japans Eintritt in die Geschichte

de den Boden berühren, um ihnen Respekt zu zollen. Wenn sie antworten, sagen sie ›ah‹, was Zustimmung ausdrückt.

Das Land hatte ursprünglich auch einen Mann als König, doch in den letzten siebzig, achtzig Jahren herrschte in Wo Anarchie, so dass es Jahr für Jahr zu Angriffen und Überfällen kam. Daraufhin setzten sie gemeinsam eine Frau mit Namen Bimihu [jap. Himiko] als Königin ein. Sie pflegt den Umgang mit Geistern und vermag die Massen zu betören. Obwohl sie schon erwachsen ist, hat sie keinen Ehemann. Ein jüngerer Bruder assistiert ihr bei der Regierung des Landes. Seitdem sie Königin ist, hat sie kaum jemand gesehen. Sie hat tausend Dienerinnen, die ihr aufwarten, aber nur einen Mann, der ihr Speis und Trank serviert und ihre Botschaften übermittelt. Sie residiert in den Hallen und Türmen ihres Palastes, umgeben von Mauern und Zäunen und streng bewacht von bewaffneten Garden. (*Sanguo zhi* 30, 855 f.)

Eine Flut von gelehrter Literatur hat sich über diesen faszinierenden Bericht ergossen. Vor allem japanische Wissenschaftler haben die früheste Darstellung ihres Landes philologisch durchleuchtet, mit archäologischen Funden verglichen und an späteren Quellen gemessen. Dennoch ist diese Beschreibung stets problematisch geblieben: nicht nur, weil viele Details bis heute ungeklärt sind, sondern vor allem, weil es eine *Fremdbeschreibung* ist. Sie zeigt uns das Alte Japan durch die chinesische Brille. Alles an diesem Bericht ist chinesisch gefärbt. Sei es, dass Unterschiede zur chinesischen Kultur betont werden – Kleidung und Haartracht, Tischsitten und (fehlende) soziale Hierarchie (kein »Unterschied zwischen Vater und Sohn«, kein Kotau) sind klassische Distinktionsmerkmale der Chinesen gegenüber anderen Völkern –, sei es, dass auf Gemeinsamkeiten – das Knochenorakel, die Seidenherstellung – hingewiesen wird: Immer ist das ›Reich der Mitte‹ der Maßstab. Wo immer die Wo diesem Maßstab nicht nahekommen, ›fehlt‹ ihnen etwas: seien es Tiere, Nähte oder Außensärge. Der spezifische Eigenwert der Wo-Kultur kommt nicht in den Blick.

Vieles an diesem Bericht ist stereotyp. Es geht ihm nicht um die Eigenheiten des Wo-Volkes, sondern um dessen Kategorisierung als »Ost-Barbaren«, wie es im Kapiteltitle heißt. »In allem, was sie be-

sitzen, gleichen sie den Völkern der Dan'er und Zhuyai« – zwei Völkern, die weit im Süden, vermutlich auf der Insel Hainan, lebten, 2500 km entfernt von Kyūshū! An anderer Stelle werden diese mit fast denselben Worten beschrieben: Auch sie trügen Ponchos »aus einfachem Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch den sie den Kopf stecken«, auch sie »bauen Reis an sowie Hanf zum Weben, und ihre Frauen kultivieren Maulbeerbäume zur Seidenherstellung«, auch ihnen »fehlen Pferde und Tiger« usw. (*Hanshu* 28B). All das sind Versatzstücke, die weniger über Japan aussagen dürften als über den Barbarendiskurs der Chinesen. Die Alterität der Wo (und anderer ›Barbaren‹) diene dazu, die Identität der chinesischen Elite zu definieren. Die chinesische Beschreibung Japans war daher nichts anderes als ›Orientalismus‹ *avant la lettre*: ein hegemonialer Diskurs, in dem Gelehrte ein Bild des ganz Anderen entwerfen – und sich in Abgrenzung dazu selbst darstellen. Das stereotype Bild der Wo diene der Selbstvergewisserung der Chinesen.⁷

Zudem scheint der Text aus verschiedenen Quellen zusammengefügt worden zu sein, die bisweilen ein widersprüchliches Bild zeichnen: Bald werden die Wo als Gesellschaft mit minimalen Hierarchien dargestellt – ohne Unterschiede zwischen Vater und Sohn, Mann oder Frau; man klatscht statt eines Kotaus –, bald als stratifizierte Gesellschaft, in der »manche den anderen untergeben sind« und »Niedere« vor »hochstehenden Männern« auf dem Boden knien, bald als Clangesellschaft, bald als Staat mit einer zentralen Herrscherin, Steuern, strengen Gesetzen und bürokratisch geregelten Außenkontakten. Diese Widersprüche mögen soziale Umbrüche in Yamatai reflektieren. Die Expeditionen der Wei waren auf ein Land gestoßen, das einen dramatischen Wandel durchmachte. Der Reisanbau und das Metall hatten in Japan den gleichen Effekt wie Jahrtausende zuvor auf dem asiatischen Festland: Sie begünstigten die Herausbildung sozialer Hierarchien und die Entstehung von Eliten, deren Machtansprüche über den eigenen Clan hinausreichten. Jetzt entstanden Ranggesellschaften, die zwischen »hochstehenden« und »niedrigen« Männern unterschieden, offenbar sogar Sklaven hatten und einen *paramount chief* anerkannten, einen Ober-

häuptling, der Abgaben («Steuern») einzog, in »Hallen und Türmen« eines »Palastes« wohnte, der die Vorherrschaft über andere Clans ausübte und seine Machtposition vererbte.

Archäologische Funde deuten auf mehrere Herrschaftszentren in der späten Yayoi-Zeit hin: in den Ebenen von Kansai und Kantō, in Nordwest-Honshū um Izumo, wo Hunderte von Bronzeschwertern gefunden wurden, und in Nord-Kyūshū. Ebenda vermuten manche Wissenschaftler das Fürstentum von Yamatai. Seine charismatische »Königin« Himiko war offenbar eine Schamanin, die »Umgang mit Geistern« pflegte. Politik und Religion waren in Yamatai nicht klar differenziert: Bezeichnenderweise bedeutet das alte japanische Wort für »Regierung«, *matsurigoto*, nichts anderes als »Opferdienst«. Auch das mag chinesische Beobachter an ihre eigene Geschichte erinnern haben, denn im chinesischen Altertum – ein gutes Jahrtausend früher – spielten Schamaninnen eine wichtige Rolle; auch die Herrscher der Shang und Zhou waren zugleich Priester, die ihre Entscheidungen vor den Geistern der Ahnen zu verantworten hatten, ihre Paläste waren zugleich Tempel – und auch sie waren, wiewohl die Tradition sie »Könige« nennt, nichts anderes als *paramount chiefs*, die Kraft ihres Charismas die Vorherrschaft über andere Gruppen ausübten.

Himiko gebot angeblich über 30 solcher »Länder«, unterhielt protobürokratische Außenposten und pflegte diplomatische Kontakte mit den Wei, um ihre Macht zu stärken. Im Jahr 238 n. Chr. soll sie dem Wei-Herrscher vier männliche und sechs weibliche Sklaven sowie zwei Ballen mehrfarbigen Leinens geschickt haben, was dieser als Zeichen ihrer »Treue und Ergebenheit« verbuchte. »Wir sind dir sehr zugetan«, ließ er Himiko in einem Schreiben wissen, »und machen dich zur »mit Wei alliierten Königin der Wo«, verleihen dir ein goldenes Siegel am purpurnen Seidenband« (*Sanguo zhi* 30). Wie frühere Herrscher wurde Himiko für ihre Ehrenbezeugung reich belohnt. Neben dem goldenen Siegel erhielt sie vom Kaiser der Wei folgende Gaben:

fünf Ballen Brokat mit Drachennmuster auf rotem Grund, zehn Bahnen roter Crêpe-Wollstoffe, fünfzig Ballen roten Stoffs, fünfzig Ballen violetten Stoffs, um

dem Wert deiner Tributgaben zu entsprechen; darüber hinaus schenken Wir dir drei Ballen Brokat mit Wellenmuster auf violetterem Grund, fünf Bahnen fein geblümter Wollstoffe, fünfzig Ballen weißer Seide, acht Unzen Gold, zwei fünf Fuß lange Schwerter, hundert Bronzespiegel sowie jeweils fünfzig Pfund echte Perlen und Zinnober. ... All das magst du den Leuten in deinem Lande präsentieren, so dass sie erkennen, wie Mein Staat dir zugetan ist! (*Sanguo zhi* 30, 857)

Es war nicht nur lukrativ, mit chinesischen Kaisern Güter zu tauschen, sondern auch überaus prestigeträchtig. Auch wenn die Wo-Leute mit den konfuzianischen Vorstellungen von »Treue und Ergebenheit« wohl kaum etwas anfangen konnten, dürften die Luxusgüter ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Über hundert Bronzespiegel sowie Schwerter, Jadedstücke und andere Prestigeobjekte sind in Nord-Kyūshū gefunden worden, die von der Prachtentfaltung der Wo-Fürsten – vielleicht derer aus Yamatai? – zeugen.⁸ Nach ihrem Tod, so berichtet die Geschichte der Wei, soll Königin Himiko unter einem Grabhügel von mehr als hundert Metern Durchmesser bestattet worden sein – und mit ihr über hundert Sklaven.

Krieger und Könige

Himikos Grabhügel markiert das Ende einer Epoche. Mit dem Tod Himikos, deren Nachfolger ihre Machtposition nicht halten konnten, sank der Stern von Yamatai, und die Yayoi-Zeit ging allmählich zu Ende. Zugleich ging auf dem Festland die Wei-Dynastie unter, und obwohl die Jin-Dynastie kurzzeitig die Herrschaft über ganz China erlangte, brach die imperiale Ordnung der Qin und Han bald endgültig zusammen. Im Jahr 313 n. Chr. verloren die Jin-Herrscher die Kontrolle über die Kommandanturen Lelang und Daifang und damit auch die Verbindung zu Korea und den japanischen Inseln, und drei Jahre später, 316, zersplitterte das chinesische Reich endgültig in ›Südliche und Nördliche Dynastien‹. Eine lange Kälteperiode trieb mehrere Wellen von Völkern –

Xiongnu, Di, Jie, Xianbei, Qiang und andere – aus der nördlichen Steppe über China hinweg: berittene Eroberer, die Chinas alte Hauptstädte in Schutt und Asche legten und in den nächsten Jahrhunderten selbst in der Nordchinesischen Ebene herrschten. »Die Fünf Barbaren stürzten China ins Chaos«, berichten chinesische Geschichtswerke: Ihr Vordringen stieß im 3./4. Jahrhundert in Ostasien eine ähnlich gewaltige Migrationswelle an wie die germanische Völkerwanderung, die fast zeitgleich die Landkarte Europas veränderte. Während die ›Barbaren‹ in die Nordchinesische Ebene vordrangen, flohen Nordchinesen nach Süden, wo sie die fruchtbaren Gebiete am Yangzi besiedelten, andere zogen auf die koreanische Halbinsel oder setzten nach Japan über.

Wieder zogen neue Menschen durch Nordchina und Korea, bis auf die japanischen Inseln, und wieder wurden sie zu neuen Herrschern. Auf der koreanischen Halbinsel entstanden mit Koguryō im Norden sowie Silla und Paekche im Süden drei Herrschaften, die stark von der Kultur der Steppenvölker beeinflusst waren, in Japan bildete sich im 3./4. Jahrhundert im Gebiet von Yamato, in der heutigen Präfektur Nara, eine neue Herrschaft. Die Anfänge dieser Herrschaft liegen im Dunkeln. Die chinesischen Quellen schweigen über diese Zeit, und die japanischen Berichte darüber wurden erst Jahrhunderte später fabriziert. Dafür sprechen archäologische Funde aus der Zeit eine umso deutlichere Sprache: denn die neuen Herrscher veränderten nicht nur soziale und politische Strukturen nachhaltig, sondern auch das Landschaftsbild.

Auf der koreanischen Halbinsel und auf Honshū entstanden ab dem späten 3. Jahrhundert monumentale Hügelgräber, die das Land überragten. So prägend waren diese ›alten Gräber‹, *kofun*, dass sie der neuen Zeit ihren Namen gegeben haben: Kofun-Periode. Zehntausende solcher Grabanlagen wurden allein in Japan vom 3. bis zum 6. Jahrhundert angelegt; die größten, deren Umrisse Schlüssellochern ähneln, erreichten gigantische Ausmaße: Ein Grabhügel aus dem 5. Jahrhundert in der Gegend des heutigen Ōsaka ist 486 m lang, 243 m breit und 35 m hoch – eine Nekropole, größer als die Pyramiden von Gizeh! Eiserne Rüstungen, die in diesen Gräbern gefunden wurden, Pferdegeschirre sowie Darstellungen von Pferden und Kriegerern bezeugen den Wechsel

der Elite. Das Land, das einst »weder Büffel noch Pferde« besessen hatte, durchzogen jetzt Reiter; und wo einst eine Schamanin regiert hatte, herrschten nunmehr Krieger. Vermutlich waren sie keine ›Japaner‹ und gewiss keine Chinesen. Vielmehr dürfte es sich um Angehörige von altaischen Steppenvölkern gehandelt haben, die über Korea nach Kyūshū und in die Kansai-Ebene gekommen waren. Was sie brachten, war nicht ›chinesische‹ Kultur – was immer das heißen mag –, sondern ein Amalgam verschiedenster Einflüsse aus Zentral- und Ostasien.

Dennoch ist das chinesische Beispiel aufschlussreich, um zu verstehen, was das Auftauchen der Hügelgräber in Korea und Japan bedeutete. Auch wenn die ›Schlüsselloch-Gräber‹ kein direktes Pendant in China hatten, waren ähnlich monumentale Grabanlagen dort seit rund einem Jahrtausend bekannt. Seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. entstanden in der Nordchinesischen Ebene Herrschergräber von gigantischen Ausmaßen: Gruben von bis zu 300 m Länge, über 20 m tief, ausgestattet mit Tausenden Grabbeigaben und überwölbt von weithin sichtbaren Hügeln. Die Nekropole des Ersten Kaisers von Qin, eine 8 km² große Anlage mit Palästen, Tempeln, vielen Nebengräbern und der weltbekannten Terracotta-Armee, deren Grabhügel nach zwei Jahrtausenden noch 50 m hoch ist, bildete den Höhepunkt einer jahrhundertelangen Entwicklung, die auch von den Han und späteren Dynastien fortgeführt wurde. Sie war Ausdruck eines politischen Systems, das den Herrscher buchstäblich über alle Welt erhob. Die Fürsten, die in diesen Gräbern bestattet wurden, verstanden sich nicht mehr als *primi inter pares*, sondern als Souveräne, die nicht mehr ihresgleichen hatten. Die monumentale Grabarchitektur der Chunqiu- und Zhanguo-Zeit begleitete die Entstehung des souveränen Staates in China.⁹

Die Parallelen zu den neuen Entwicklungen in Japan und Korea sind nicht zu übersehen. In der Kofun-Periode scheint, ausgehend von der Kansai-Ebene, der gleiche Prozess stattgefunden zu haben wie in China etwa ein Jahrtausend zuvor: Aus einer Vielzahl kleiner, autonomer politischer Gebilde, die unter der losen Vorherrschaft eines Fürstentums – hier Zhou, dort Yamatai – standen, entwickelten sich politische Zentren, die über eine wesentlich größere Machtfülle verfügten als ihre Vorgän-

ger. In beiden Fällen musste es den neuen Herrschern vor allem darum gehen, die Macht der lokalen Eliten zu brechen und sie der Zentrale unterzuordnen. Die Landesfürsten im Alten China konnten ihre Gebiete keineswegs flächendeckend durchherrschen. Ihre Macht endete in den Domänen lokaler Adelshäuser, die politisch autonom agierten und ihr jeweils spezifisches Recht durchsetzten. Erst allmählich konnte der Zentralstaat die Rechte der Lokalfürsten absorbieren und seine Ordnung gegen deren Souveränitätsansprüche durchsetzen: ein Prozess, der Jahrhunderte andauerte und in der Reichsgründung der Qin, 221 v. Chr., kulminierte. Ganz ähnlich verlief die Entwicklung in Japan: Auch die ›Könige‹ von Yamatai und Yamato herrschten keineswegs zentral über ihr Land, sondern mussten lokale Herrschaft den großen Clans (*uji*) überlassen. Die *uji* hatten jeweils eigene Sitten und Regeln, und sie verehrten ihre eigenen Götter: *kami*, die mit Naturerscheinungen, Bergen, Bäumen, Tieren, aber auch Gebäuden, Booten, Herdstätten u. a. assoziiert wurden.

In ihrer lokalen Gebundenheit symbolisierten die *kami* die segmentäre Struktur der Yamato-Gesellschaft. Erst in einem langen Prozess, in dem sich die Zentrale immer mehr Kompetenzen anmaßte, steigerten die Herrscher von Yamato ihre Machtfülle gegenüber den Clans. Dabei ähnelten ihre Methoden denen chinesischer Landesfürsten: So wie diese neue Verwaltungskreise geschaffen hatten, die nicht lokalen Machthabern, sondern direkt der Zentrale unterstanden, etablierten die Yamato-Könige spätestens seit dem 6. Jahrhundert in verschiedenen Teilen ihres Landes zentral verwaltete ›Kammergüter‹. Sie versuchten die lokalen Clans botmäßig zu halten, indem sie ihnen – auch das gute chinesische Tradition – Titel verliehen, die sowohl Prestige als auch Bindung an den König ausdrückten; und so, wie bei der Entstehung des chinesischen Staates innere Konsolidierung mit äußerer Expansion einhergegangen war, begannen auch die Herrscher von Yamato bald, sich militärisch auszubreiten: Sie eroberten nicht nur große Teile von Honshū und Kyūshū sowie ganz Shikoku, sondern griffen erstmals auch auf das Festland über. Von einem Bündnis zwischen Yamato und dem koreanischen Paekche zeugt noch heute ein kunstvoll geschmie-

detes eisernes Schwert, dessen Inschrift aus dem Jahre 369 besagt, dass der Kronprinz von Paekche es für den König der Wo gefertigt habe, auf dass dieser es späteren Generationen präsentiere. Hatte Himiko ihren Leuten noch einen Spiegel präsentiert, war es nunmehr ein Schwert, das die Macht von Yamato symbolisierte. Mag sein, dass sich darin ein weiterer Differenzierungsschub andeutet, den China auf ähnliche Weise gut ein halbes Jahrtausend zuvor erlebt hatte: die Trennung von Politik und Religion. Die früheste japanische Literatur berichtet vor allem für die Herrscher des 5. Jahrhunderts weniger von rituellen Handlungen als von Gesandtschaften, öffentlichen Bauten, Nachfolgestreitigkeiten und der Niederschlagung von Rebellionen: Die Fürsten von Yamato waren offenbar säkulare Herrscher geworden, die den Spiegel gegen das Schwert getauscht hatten.

Mit dem Schwert dürften Yamatos Herrscher auch auf der koreanischen Halbinsel ihren Einfluss geltend gemacht haben, wo sie ein Bündnis mit Paekche schlossen und womöglich eine Zeitlang das Gebiet von Mimana (chin. Ren'na), an der Südspitze der Halbinsel, direkt kontrollierten. Eine Stele aus Koguryō aus dem Jahr 414 berichtet, dass Truppen der Wo 399 sogar in Silla eingefallen seien; nur durch militärische Intervention Koguryōs seien sie wieder vertrieben worden. Von Korea aus kamen im 4. und 5. Jahrhundert Wellen von chinesischstämmigen Einwanderern nach Yamato: teilweise Flüchtlinge, die direkt aus Nordchina kamen, vor allem aber Angehörige chinesischer Gruppen, die sich schon am Ende der Qin- oder zur Zeit der Han-Dynastie in Korea angesiedelt hatten. Wie so viele anonyme Prozesse hat die historische Immigration auch diese Migrationen konkreten Personen zugeschrieben: Ein gewisser ›König Rongtong‹ (jap. Yuzuki no kimi), ein Nachfahre des Ersten Kaisers von Qin, soll die Einwohner von 120 Landkreisen aus Paekche nach Japan geführt haben; und ein gewisser ›Führer Azhi‹ (jap. Achi no omi), seines Zeichens Nachfahre eines Han-Kaisers, soll kurz darauf mit einer großen Gruppe von Chinesen von der koreanischen Halbinsel nach Japan übersetzt sein.

Natürlich ist diesen Personifikationen des Exodus ebenso wenig zu trauen wie der Legende von Xu Fu (S. 5). Beides sind ätiologische

Sagen: Sie sollen den Ursprung von Immigranten erklären, die in Yamato noch Jahrhunderte später ›Leute der Qin‹ (Hata) oder ›Han‹ (Aya) genannt wurden – Bezeichnungen, die später zu Clannamen wurden. Viele dieser Einwanderer – japanisch: *toraijin* – gehörten zu Handwerkerfamilien, die fortschrittliche Techniken vom Festland mitbrachten: in der Seidenherstellung, in Spinnerei und Weberei, Landwirtschaft, Töpferei, Eisenverarbeitung u. a. Sie wurden seit dem 5. Jahrhundert in Berufsgruppen – Töpfer, Schneider, Schmiede, Steinmetze, Gerber, Sattler, Weber, Musikanten, Maler usw. – eingeteilt und dem Hof dienstbar gemacht. Auf diese Weise bereicherten Handwerkstechniken vom Festland nicht nur die Kultur Yamatos, sondern trugen auch entscheidend zu dessen Machtentfaltung bei. Die eisernen Pflugscharen, die Yamatos Versorgung sicherten, und die scharfen Schwerter seiner Soldaten verdankten sich der Schmiedekunst der *toraijin*. Manche Schwerter unterstrichen diesen Machtanspruch zusätzlich durch Inschriften, die einen »Großkönig« (*ōkimi*) rühmen: Der Titel ›König‹ war den Herrschern von Yamato nicht mehr genug. Anders als die Fürsten von Yamatai begnügten sie sich nicht mit Hegemonie, sondern strebten nach territorialer Expansion und bauten ihre Macht mit allen Mitteln aus.

Zugleich versuchten die ›Großkönige‹, ihr eigenes Prestige auf dieselbe Weise zu erhöhen, wie es schon die Herrscher von Yamatai getan hatten: durch Titel aus China. Fünf »Könige von Wo« verzeichnen die chinesischen Dynastiegeschichten, die zwischen 413 und 502 n. Chr. insgesamt 13 Gesandtschaften nach China schickten, allein zehn davon zur Dynastie Song, deren Hauptstadt am Yangzi, im Gebiet des heutigen Nanjing, lag. Im Gegensatz zu den Gesandtschaften aus Yamatai wandten sich die Yamato-Könige nicht an die Dynastien des Nordens, denn die waren mit Koguryō und Silla verbündet. Der Weg über Nordkorea war ihnen versperrt, daher mussten ihre Gesandtschaften erstmals über das Ostchinesische Meer an die Mündung des Yangzi segeln.

Wie die Herrscher von Yamatai brachten auch die Yamato-Könige Tribut, um im Gegenzug den Titel ›König von Wo und General zur Befriedung des Ostens‹ zu erhalten. Die Gesandten von Yamato beherrschten das diplomatische Protokoll des chinesischen Kaiserhofs, sie hatten

Chinesische Darstellung eines Wo-Gesandten als bärtiger, barfüßiger Bittsteller. Im Begleittext heißt es: »Die Männer sind alle im Gesicht gebrandmarkt und am Körper tätowiert, sie binden sich Bastfasern um den Kopf, legen ihre Kleidung quer um den Körper, die keine Nähte hat, sondern nur durch Bindungen zusammengehalten wird« – fast wörtlich wie in *Sanguo zhi* (S. 16). Abb. aus einer Song-zeitlichen Kopie des *Zhigong tu* (6. Jh. n. Chr.)



sogar gelernt, den Kaiser in seiner Sprache anzuschreiben. Die Dynastiegeschichte der Song enthält eine Throneingabe des Yamato-Königs Wu (jap. Bu) aus dem Jahr 478, den japanische Historiker mit Yuryaku identifizieren. In geschliffenem Chinesisch trägt er sein Anliegen vor:

Unser Lehnsstaat ist weit abgelegen und dient Euch als äußerer Schutzwall. Seit alters haben unsere seligen Ahnen »sich persönlich Rüstung und Helm angelegt, Berge bestiegen und Flüsse durchquert«, ohne zu rasten oder zu ruhen. Im Osten sind sie gegen die 55 Länder der Mao-Leute zu Felde gezogen; im Westen haben sie 66 Länder der Barbaren unterworfen; sie haben das Meer überquert und im Norden 95 Länder befriedet. Der königliche Weg erstrahlte klar und mächtig, und das Herrschaftsgebiet wuchs weit über die Domäne hinaus. Über Generationen sind sie zu Hofe gekommen, ohne ein Jahr zu verpassen. Auch wenn

ich, Euer Untertan, niedrig und unwissend bin, folge ich meinen Vorfahren und richte mich nach Ihrer Führung, um Eurer Himmlischen Hoheit Ehre zu bezeigen. Wir hatten eine Flotte ausgerüstet, um uns über Paekche auf den Weg zu machen, doch Koguryö plante wider jeden Anstand, sie zu kapern, plünderte und mordete ohne Unterlass an den Grenzen, so dass wir stets aufgehalten wurden und die günstigen Winde verpassten. Selbst wenn sie versprachen, uns den Weg zu gewähren, war darauf kein Verlass. Mein seliger Ahnherr, Ji [jap. Sai], war erbost darüber, dass die Banditen den Weg zum Himmlischen blockierten, bot eine Million Bogenschützen auf und wollte, getrieben von seinem Sinn für Gerechtigkeit, gerade einen großen Angriff beginnen. Doch der Tod meines Vaters und meines Bruders brachte das Unternehmen um seinen Erfolg. ... Wenn wir mit Hilfe Eurer alles umfassenden Kaiserlichen Tugend diesen starken Feind vernichteten und die Unruhen in der Gegend unterdrückten, könnten wir die Dienste von einst fortsetzen. Ich ersuche Euch daher, mich zum Kommandeur im Ministerrang zu ernennen und auch meinen anderen Mitstreitern Titel zu verleihen, um uns in unserer Treue und Entschlossenheit zu ermutigen.

(*Songshu* 97, 2395)

Der Verfasser des Edikts – wahrscheinlich ein Chinese im Dienste Yamatos – beherrschte die Klaviatur des Literarischen Chinesisch. Die Throneingabe ist voller gelehrter Wendungen und literarischer Anspielungen, bisweilen mit viel Bedacht gewählt. Der Satz etwa, die Ahnen hätten »sich persönlich Rüstung und Helm angelegt, Berge bestiegen und Flüsse durchquert«, ist ein Zitat aus einem alten Geschichtswerk, und zwar aus einem Passus, in dem sich ebenfalls ein Herrscher aufmacht, um »gegen die Lehnsfürsten im Osten ins Feld zu ziehen« (*Zuozhuan* 8.13). Hier schreibt kein kulturloser Barbarenfürst, sondern der Herrscher eines aufstrebenden Staates, der sich auf die Feinheiten des diplomatischen Diskurses versteht: ein Herrscher, der gegenüber dem Kaiser in China genau den richtigen Ton trifft, während er zugleich in Korea seine eigenen Ambitionen – mehr als 200 eroberte ›Länder‹, eine Million Bogenschützen! – verfolgt. Die Wo-Leute hatten Schrift und Sprache des Imperiums gelernt – und zugleich seinen Geist übernommen.

Das Reich der Zeichen

Auf keine ihrer zahlreichen Erfindungen sind die Chinesen stolzer als auf die Schrift, und keine Gemeinsamkeit hat die Länder Ostasiens stärker verbunden als ebendiese Schrift. Erst die chinesischen Zeichen ermöglichten die Herausbildung von Hochkulturen und Staatlichkeit in Ostasien; erst sie erlaubten es den Trägern dieser Hochkulturen, deren Sprachen ja grundverschieden waren, regelmäßig miteinander zu kommunizieren: denn mit der chinesischen Schrift lernten sie zugleich die chinesische *Literatursprache*, ein Medium, das – ähnlich dem mittelalterlichen Latein – die unterschiedlichen Regionalsprachen überbrückte. Auch nachdem Japaner und Koreaner die chinesische Schrift längst durch selbst geschaffene Zeichen ergänzt hatten und in ihren eigenen Sprachen schrieben, bildeten der gemeinsame Lektürekanon, das gemeinsame Vokabular und die gemeinsame Begriffswelt ein Erbe, das den ›Kulturkreis der chinesischen Zeichen‹ noch heute verbindet. Die Verbreitung der Schrift war ein epochaler Prozess, der die Geschichte Chinas, Japans und Ostasiens entscheidend geprägt hat.

Und doch wissen wir kaum etwas über die Anfänge der Schriftlichkeit: Niemand hat es aufgeschrieben, als in China und in Japan die Schrift eingeführt wurde – und hier wie dort hat lange Zeit niemand das revolutionäre Potential der Schrift erkannt. Wir können nur vermuten, dass die chinesische Schrift im 13. Jahrhundert v. Chr. erfunden wurde. Wahrscheinlich diente sie zunächst ausschließlich zum Protokollieren religiöser Zeremonien: Die Priester der Shang-Dynastie hielten damit Orakelfragen fest, die sie an ihre verstorbenen Ahnen richteten, bisweilen auch deren Antworten. Doch was diese Spezialisten in ihren Tempeln trieben, ging das übrige Volk nichts an: Nichts weist darauf hin, dass die Schriftzeichen der Shang jemals dem literarischen Ausdruck, der Verwaltung oder anderen nicht-sakralen Zwecken gedient hätten. Außerhalb der Tempel dürfte kaum ein Shang-Mensch überhaupt gewusst haben, dass es Schrift gab. Und selbst wenn sie es ahnten – wer hätte sie lesen sollen? Und was hätte man damit anfangen können?

Daran änderte sich in den folgenden vier Jahrhunderten wenig. Die Eliten der nächsten Dynastie, der Zhou, übernahmen zwar die Schrift (konkret heißt das wohl: die Schreiber) der Shang, benutzten sie aber weiterhin ausschließlich im politisch-religiösen Kontext. Sie produzierten lange Inschriften, die oft von Kriegen, Mandatsverleihungen, Rechtsstreitigkeiten und anderen weltlichen Ereignissen handeln – aber an die Ahnen gerichtet waren. Sie waren nicht außen, sondern an der Innenseite von bronzenen Ritualgefäßen angebracht, offenkundig nicht für die Lektüre der Lebenden, sondern zu rituellen Zwecken. So in sich gekehrt wie diese Inschriften dürften auch die Gemeinwesen gewesen sein, die sie in Bronze gossen: weitgehend autonome Fürstentümer, die mit dem Zhou-›König‹ zwar einen *paramount chief* anerkannten, untereinander jedoch kaum Kontakte pflegten. Die Gesellschaft der frühen Zhou-Zeit war nach wie vor ein Flickenteppich regionaler Herrschaften mit jeweils eigenen Rechten und Sitten. Diese Gesellschaft war noch nicht ›China‹.

All das änderte sich erst, als die Regionalfürsten Nordchinas begannen, das Potential der Schrift zu erschließen. Während die Bronzeinschriften – mehr noch: die gesamte Formensprache und das Inventar bronzenen Ritualgefäße – sich schon im 9. Jahrhundert v. Chr. veränderten, wurde Schrift spätestens seit dem 8. Jahrhundert nicht mehr nur für rituelle Zwecke verwendet, sondern zur *Kommunikation*. Jetzt knüpften Regionalfürsten untereinander diplomatische Kontakte und tauschten regelmäßig schriftliche Nachrichten aus, die sie in Annalen verzeichneten. Erst die Schrift ermöglichte Kommunikation über Raum und Zeit hinweg, die nötig war, um überregionale soziale Zusammenhänge zu festigen, Regeln und Konventionen dauerhaft zu fixieren und staatliches Handeln flächendeckend zu koordinieren. Erst die Schrift ermöglicht die *Abstraktion*: vom unmittelbar Gegebenen, von Interaktion, Sprechern, Gegenwart und räumlicher Umgebung. Schriftliche Kommunikation erfordert allgemeine Kriterien für gut und böse, wahr und unwahr, richtig und falsch. Mit der Schrift entstand Literatur, die für einen gemeinsamen Bildungshorizont sorgte, abstrakte moralische Normen wurden formuliert, die Handeln koordinierten, Recht wurde festgeschrieben. Erst diese Abstraktionen schufen die Voraussetzung für